

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Christian de Nuys-Henkemann
„Ach Schnucki . . .“
Humor in der Politik

Olaf Leitner
Tanze, Kanzler, tanze,
oder: Was bleibt,
sind die Politiker

Helmut Herles
Alles Theater? Auf jeden Fall
viel Theater in Bonn

Ulrich Kaiser
Sport und Politik im Olympiajahr
Ein Rückblick

Klaus Peter Schreiner
Kabarettisten als Hofnarren
der Demokratie?

ISSN 0479-611 X

B 1/85
5. Januar 1985

Christian de Nuys-Henkemann, Dr. phil., M. A., geb. 1952; Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Germanistik, Kunstgeschichte, Afrikanistik und Psychologie; Schriftsteller und Kulturhistoriker, Dozent am ASG-Bildungsforum Düsseldorf mit Schwerpunkt Kulturgeschichte der Neuzeit.

Veröffentlichungen u. a.: Jahrhundertwende — Jahrhundertende?, 1984; Die Ware Liebe — Brecht und die Frauen, 1984; Hebammen der Gewalt? — Ernst Bloch und Herbert Marcuse, 1984; Wörterbuch der Unkultur, 1984; Träumereien am Nierentisch — Die fünfziger Jahre, 1984.

Olaf Leitner, M. A., geb. 1942; Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft und Publizistik an der Freien Universität Berlin; seit 1967 Freier Journalist; ab 1974 Musikredakteur beim RIAS-Berlin; 1977 Fernsehfilm „Saitenwechsel“ (NDR) zusammen mit Christoph Busse; Kolumnist und Kritiker beim Kulturmagazin TIP, Mitarbeiter des ZDF.

Veröffentlichungen u. a.: Ideologische Aspekte einer Massenkultur in der DDR, in: Die DDR vor den Herausforderungen der Achtziger Jahre. Sechzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1983, S. 167—180; Rockszene DDR, Aspekte einer Massenkultur im Sozialismus, Reinbek 1983.

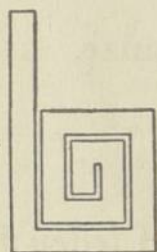
Helmut Herles, geb. 1940; Studium der Germanistik, des Russischen und der Volkskunde; 1969 Promotion über Johann Nestroy; im gleichen Jahr bis 1972 Rom-Korrespondent der Wochenzeitung „Publik“; danach innenpolitischer Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“/Frankfurt a. M.; seit 1975 politischer Korrespondent der FAZ in Bonn; Träger des Theodor-Wolff-Preises für hervorragende journalistische Leistungen.

Bücher: Mitautor von: Vatikan intern, 1973; Nestroys Komödie Der Talisman. Von der ersten Notiz zum vollendeten Werk (mit bisher unveröffentlichten Handschriften), 1974; Machtverlust (Zur Entwicklung der SPD, die zum Sturz Schmidts führte), 1983; Textautor: Der Deutsche Bundestag. Zehn Wahlperioden — Porträt eines Parlaments, 1984.

Ulrich Kaiser, geb. 1934 in Königsberg in Ostpreußen; seit 1945 in Schleswig-Holstein, Baden-Württemberg, Rheinland und Bayern gelebt, was als Beweis für Heimatlosigkeit anzusehen ist. Verheiratet, zwei Kinder, zwei Siamkatzen, mehrere Igel, Rosenfreund, Golfspieler. Bis 1972 Sportreporter; seither freier Autor. Besuch aller Olympischen Spiele (Sommer und Winter) seit 1964.

Veröffentlichungen: ca. zehn Aktenordner Satiren, ZDF-Filme, Märchenbücher, Kabarett Lach- und Schießgesellschaft, letzte Buchveröffentlichung: „Die miesen Tricks von Hänsel und Gretel“ (wird erwähnt aus verkaufsfördernden Gründen).

Klaus Peter Schreiner, geb. 1930; seit ihrer Gründung neben Dieter Hildebrandt Hausautor der „Münchner Lach- und Schießgesellschaft“ und später auch deren Biograph („Die Zeit spielt mit“, Die Geschichte der Lach- und Schießgesellschaft), freier Autor, hauptsächlich auf dem Gebiet Unterhaltung — Kabarett — Satire; Mitarbeiter zahlreicher Fernsehsendungen („Klimbim“, „Notizen aus der Provinz“, „Scheibenwischer“, „Drehpause“ etc.).



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Karl-Heinz Resch, Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62—65, 5500 Trier, Tel. 0651/460 40, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

„Ach, Schnucki ...“ — Humor in der Politik

Unverblühtes Flick-Werk

In einer Zeit, wo sich Politik nur noch als „Flick-Werk“ darbietet, in der nicht mehr die Politik den Charakter verdirbt, sondern manche Charaktere die Politik verderben, blüht der *Humor* (Scherz, Spaß, Spott, Witz) *über die Politik*.

Andererseits wird allerorten, auch von Politikern, der Niedergang des *Humors in der Politik* beklagt, der Verlust der Fähigkeit der Politiker, auch in schwierigen Situationen eine politisch gespannte Atmosphäre mit Esprit und Witz zu entschärfen und über sich selbst und andere zu lachen. Der sibyllinische Spruch, den am 24. November 1949 der Parlamentsabgeordnete der Nationalen Rechten, Leuchtgens, tat: „Wenn sie, meine Herren, weiter nichts können als lachen, dann will ich Ihnen nur zurufen: Sie wissen ja, *wen man am Lachen erkennt*“, scheint beantwortet: auf jeden Fall nicht den Politiker der achtziger Jahre.

Daß den Volksvertretern das Lachen abhanden gekommen ist, zeigt auch ein Blick auf die 520 Abgeordnetenphotos. Die große Mehrheit der Bundestagsabgeordneten, genau 273 nämlich, haben sich mit ernstem Blick ablichten lassen. Knappe 100 von ihnen, darunter Bundeskanzler Helmut Kohl, Innenminister Friedrich Zimmermann wie auch Rainer Barzel, konnten sich zu einem „halben Lächeln“ durchringen. Nur wenig mehr als ein Dutzend Abgeordnete, davon die meisten weiblich, lachen ‚richtig‘, nämlich breit, offen und ungezwungen. So stellt sich auf den ersten Blick die Gemütslage der Abgeordneten des 10. Deutschen Bundestages als überwiegend ernst, aber nicht hoffnungslos dar.

Die Ausnahme

Mit ernstem Gesicht auch die humorig-rühmliche Ausnahme: der um Schlagfertigkeit nie verlegene Arbeitsminister *Norbert Blüm*, we-

Der Autor bedankt sich bei allen genannten Politikern für die Aussprüche, die als Grundlage für diesen Beitrag verwendet worden sind, und hofft, daß die betroffenen Personen auch nach Lektüre des Textes auf ein Dementi verzichten.

gen seiner „Länge“ oft als „Wadenbeißer von Helmut Kohl“ und von SPD-Wirtschaftssprecher Wolfgang Roth gar als „sozialer Tanga der CDU“ verdächtigt.

Der ehemalige Werkzeugmacher und promovierte Philologe verdient nicht nur einen „Pluspunkt für den Mut“ zu seiner klein-ovalen Brille (Originalton Blüm: „Ein bißchen progressiv muß das Aussehen auch sein, selbst wenn Harmonie und klassische Schönheit darunter leiden“), vergeben von drei Bonner Augenoptikern im Auftrage des „Förderkreises politischer Rhetorik“ (Blüm dazu: „Ich brauche keinen Ghostwriter — ich bin für unverblühtes Reden“), sondern auch einen Pluspunkt dafür, über seine Karriere nie die *Spontaneität* seiner hessischen „Gosch“ („Wir brauchen mehr Spontaneität. Der Samariter hat sofort geholfen und nicht erst den Bericht einer Enquête-Kommission abgewartet, welche die Unfallursache auf der Strecke Jericho-Jerusalem untersuchte“) und nie den *Bezug zur Praxis* verloren zu haben („Es kann doch nicht der Sinn von Bildung sein, daß jeder Einsteins Relativitätstheorie erklären kann, aber keiner mehr einen tropfenden Wasserhahn repariert“).

Den „Sexualismus“-Theorien des Kölner Kardinals Höffner zum Trotz, hält es der katholische *Pragmatiker* lieber mit Goethes Faust („Grau, teurer Freund, ist alle ‚Theorie‘. Und grün des Lebens goldner Baum“) und kennt sich — frei nach Schillers Wilhelm Tell und Roland Kaisers einschlägig bekanntem Schlagger („Es kann die frömmste Nachbarin nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“) — sogar im ‚*Necking*‘ recht gut aus: „Alle wollen den Gürtel enger schnallen, aber jeder fummelt am Gürtel der Nachbarin herum“. Immerhin hat seine nächste Nachbarin, seine Frau, um für sein leibliches und seelisches Wohl zu sorgen (Marita Blüm: „dieser Mann hatte Hunger, der hatte viel größeren Hunger als ich, nach außen zu wirken“), ihr Studium für den „Herz-Jesu-Sozialisten“ aufgegeben, der wie jeder Mensch natürlich auch weniger gute Eigenschaften besitzt: „Er ist sprunghaft und flatterhaft. Einer, der sich nie festlegt.“

Wie die Nonn die Hur

Ist Norbert Blüm nun also der *Idealtypus* des „Volksvertreters“? Jedenfalls ist er kein graumäusiger Technokrat mit blassem Profil und personalbogenfreundlichen Aufstiegs-Unauffälligkeiten, sondern ein eigenwilliger Parlamentarier und Sympathieträger der Bundesregierung, der es meisterhaft versteht, dem Volke nicht nur auf die spärwilligen Finger, sondern auch *aufs Maul zu schauen*. Er macht sich damit nicht nur um die vermenschlichende Verkürzung des Abstands von Regierenden und Regierten verdient, sondern auch um die Wiedereinsetzung der von Juristen verhunzten *Volkssprache* („Die Trinkung des Schnapses erfolgt seitens des Bergmanns“) in ihre angestammten Rechte.

„Unverblümete“ *Kraftwörter* sind ein nicht unwesentlicher Bestandteil der deutschen Sprache, denen man mit pikiert hochgezogenen Augenbrauen und den drei berühmten Anstands-Pünktchen und Auslassungs-Strichelchen nicht beikommt. Ohne sie wäre die deutsche Sprache so fade, salzlos und langweilig wie Sex ohne Erotik.

Dies wußte schon der sprachgewaltige *Luther*, der trotz der seinerzeit herrschenden Vorurteile gegenüber Nonnen („wie die Nonn die Hur“) die entlaufene Nonne Katharina von Bora ehelichte und sich fragte, warum das Wort „Arsch“ nicht dasselbe Existenzrecht haben dürfe „wie zum Exemplum ‚Waldesruh oder ‚Sonnenschein‘“. Um die Wirkung und Macht der deutschen Kraftwörter wußte auch der konservativ-feinsinnige Geheimrat Goethe *im Staate Sachsen-Weimar*, dem nicht nur zwei Seelen, und diese vielen Seelen nicht nur, ach! in der Brust wohnten, sondern auch auf der Zunge und, ach! im Bette lagen — und der, als Staatsmann auch vierzehn Jahre Theaterdirektor, im übrigen der Meinung zuneigte, Politik und Theater verderbe die Weiber: „Was tun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, denn Theater und Politik sind bloß für Männer, die mit menschlichen Dingen bekannt sind.“

Um die Kraft der Wörter wußte auch sein politisch ambitionierter Ritter mit der eisernen Faust, Götz von Berlichingen, dem die Klassiker-Herausgeber (allen voran Wieland und Herder) an der entscheidenden ‚Stelle‘ den Fluch punktuell oder strichlings entschärften und damit verfälschten.

Dies wissen die Schwaben, die den „Götz-von-Berlichingen-Spruch“ als „*Schwäbischen Gruß*“

lieben und pflegen — und dies wissen nur nicht die Bürokraten und Eurokraten, die den „*Sitzbezugspunkt (S)*“ des Fahrers einer land- oder forstwirtschaftlichen Zugmaschine in einer vom EG-Rat herausgegebenen Richtlinie (Bundesrats-Drucksache 14/1979) wie folgt definieren: Er sei „der auf der Längsmittlebene des Sitzes gelegene Schnittpunkt zwischen der tangential zum unteren Teil der gepolsterten Rücklehne verlaufenden Ebene und einer horizontalen Ebene. Diese horizontale Ebene schneidet die untere Fläche der Sitzplatte des Sitzes 150 Millimeter vor dem Sitzbezugspunkt (S)“.

Nicht festgelegt wurde immerhin, wie das ‚Gesäß‘ des jeweils mit diesem „Sitzbezugspunkt“ in Berührung kommenden Fahrers zu berechnen sei — und ob die Formel solcher Berechnung mit vier Buchstaben auskäme. Daß ein „Zugmaschinenführer“, der wie *Helmut Schmidt* schon Verständnisschwierigkeiten bei Strom- und Gasrechnungen hat, selbst bei überdurchschnittlich juristischem Interesse diese „*Brüsseler Spitzen*“ kaum zu lesen, geschweige zu goutieren gewillt ist, liegt auf der Hand. Und das sei auch gut so, ließ der SPD-Fraktionsvorsitzende *Herbert Wehner* damals in ähnlichem Zusammenhang vernehmen, „denn sonst wird er auch noch verückt!“

Adenauer und der Wackelkontakt

Seinen Verdruß an der in solchen Formulierungen kabarettreifen Sprache der Gesetzgebung äußerte in der Bundestagssitzung vom 17. Dezember 1976 auch der CSU-Vorsitzende *Franz Josef Strauß*, der — nicht gerade ein Asket der Fröhlichkeit und der Wortmeldung — selbst mehr einer bajuwarisch-barocken Emblematik huldigt und deshalb trauerte: „Die schöne Zeit, wo die Sprache des Rechts die Sprache der Poesie und des Humors war, ist vorbei.“

Nicht ganz — möchte man dem elegisch gestimmten Bayernfürsten zurufen, denn es gibt ja noch den launigen Blüm, der sehr wohl die Sprache des Humors und somit ein Stück politischer Kultur zu pflegen weiß. Ihm ist durchaus zuzutrauen, daß er das Erbe des fröhlichen Spötters Adenauer nicht nur anzutreten, sondern auch auszufüllen vermag.

Ähnlichkeiten zwischen dem Rüsselsheimer Blüm und dem *Kölner Original Adenauer*, der seinen jungen Entwicklungshilfeminister und heutigen „Wahl-Kölner“ *Walter Scheel* („Herr Scheel, Sie sind von der ganzen FDP derjenige,

der den fröhlichsten Eindruck macht. Wie kommt denn dat?) auf dessen Bemerkung, er sei eben auch „ein fröhlicher Rheinländer“, einmal frozzelte: „Sie kommen doch aber aus Solingen, und dat wissen Se doch: dat Bergische Land iss für uns Kölner Sibirien“, sind unverkennbar, sowohl hinsichtlich des Tonfalls als auch der Technik des Witzemachens, welche bei beiden in der Ausnutzung des Unerwarteten, in der Auflösung und Vernichtung einer Gedankenfolge besteht — man schaue sich nur Teile und Repliken einer Rede des ersten deutschen Bundeskanzlers vom 13. Juni 1950 an, einer Entgegnung auf die kritischen Ausführungen des damaligen SPD-Vorsitzenden und Oppositionsführers Kurt Schumacher, in der Adenauer schon gleich zu Beginn mit einem rhetorischen „Blümchen“ aufwartete: „Der Bundesregierung ist von Herrn Dr. Schumacher gesagt worden, sie sei ein Wackelkontakt. Nun, meine Damen und Herren, lieber ein Wackelkontakt als gar kein Kontakt!“

Zum Stiefelausziehen

„Erbitte Gottes Segen für Deine Arbeit, aber erwarte nicht, daß er sie auch noch tut.“ Dieser Ausspruch, die Lebensdevise von Norbert Blüm, könnte ebensogut von Konrad Adenauer stammen.

Bei beiden hätte sich der sächsische Schriftsteller Erich Kästner — der über den deutschen Humor fragt: „Sind wir so unbefangener heiter wie die Südländer? Besitzen wir den Esprit der Franzosen? Oder die Selbstironie und das Understatement der Angelsachsen? Haben unsere Staatsmänner Witz? Wird in unseren Parlamenten, außer wenn sich ein Redner verspricht, gelacht?“ und antwortet: „Nein. Es ist, von sehr raren Ausnahmen abgesehen, zum Stiefelausziehen“ — die Stiefel ausziehen müssen.

Beide hätte Shakespeare als „Burschen von unendlichem Humor“ bezeichnet. Und wenn Erich Kästner sagt, daß es am heitersten „noch am Fuße der deutschen Pyramide“ zugehe, „beim Fußvolk“, völlig humorlos werde es „erst in den höheren Regionen“, so haben sich die Doktoren Adenauer und Blüm nie vom „Fußvolk“ gelöst, da sie nie den Kontakt zur Sprache des „Mannes von der Straße“ verloren haben, wo Vielfalt, Urkraft, Unverdorbenheit und ein echtes Vergnügen am Wort zuhause sind. Mit ihrem Dialekt, der nach Goethe „doch eigentlich das Element ist, in welchem die Seele Atem holt“, blieben der Rheinländer Adenauer und der Hesse Blüm bei allem poli-

tischen Höhenflug bodenverhaftet und im stammestypischen deutschen Humor beheimatet. Eine sprachliche Gemeinsamkeit, die Norbert Blüm in anderem Zusammenhang einmal herausstellte: „Wir Hessen — wie übrigens auch die Rheinländer — haben Schwierigkeiten, ‚ch‘ und ‚sch‘ auseinanderzuhalten. Wenn so aus mancher Kirche eine Kirsche wird...“

Auch der in Frankfurt am Main geborene Goethe, von seinem Vater eigens zum Studium nach Leipzig geschickt, weil dieses Klein-Paris als Stätte feiner Lebensart und vorbildlicher Umgangssprache galt, bekannte sich bis ins späte Alter hinein zu seinem hessischen Sprachstamm. Reimte er doch, wie im „Faust“ nachzulesen, das Wort „neige“ auf „Schmerzensreiche“. Er sprach also in schönstem Frankfurterisch „nei-che“.

Man sieht: Adenauer und Blüm befinden sich in bester *dialektaler Gesellschaft*, wobei die drastischere Bildhaftigkeit seiner Sprache („In Neandertal war'n die Arbeitsplätze billig, so 'ne Keule hat nicht viel gekostet“) den Katholiken Blüm mehr in die Nähe des Reformators Luther rückt. Auch wenn er mit offenem Hemdkragen hinter das Rednerpult klettert und mit seiner Nickelbrille kaum über die Mikrophone schauen kann, rechtfertigt, was nicht gerade leicht zu rechtfertigen ist, das Pult umarmt und umtanzt, mit seinem Zeigefinger am ausgestreckten Arm förmlich selbst mitten im Auditorium landet, und mal laut, mal leise, mal eindringlich-beschwörend, mal leidenschaftlich-explosiv seine Pointen setzt, dann wirkt Blüm wie ein Kanzelprediger, auch wenn er sich selbst als Seemann fühlt („Ich bin wie ein Seemann, kein Sturm wirft mich um“).

Doch ob Kanzelprediger, Bundesarbeitsminister, Sozialausschüßler, Krebs, IG-Metaller oder Seemann, man sollte ihn nicht allzu sehr festlegen, da er es selber nicht tut und keine Etikettierungen mag: „Etiketten sind was für Flaschen und nicht für Menschen!“ — zumal sich hinter seiner Agilität und Mitteilsamkeit in Wahrheit Schüchternheit und Empfindsamkeit zu verbergen scheinen.

„Ein interessantes ‚Blümchen‘ auf oftmals karger Wiese“, um mit den Bonner Augenoptikern im Bilde zu bleiben, dem auch auf dem steinigem Acker des neuen Justemilieu ein kräftiges individuelles Wachstum und eine lange gesunde Blütezeit beschieden sein möge. Wollen wir hoffen, daß es nicht gerupft wird.

Gebrauchtwagen- & Consulting-Firma

Bleibt nur die Frage, wann das *Amt des Bundeskanzlers* für Blüm vakant wird. Schließlich hat Helmut Kohl im Hinblick auf seine spätere Tätigkeit schon ernsthafte Überlegungen über seine Fähigkeiten angestellt: „Mein stärkstes Kapital ist, daß die Leute von mir, ohne hinzugucken, einen Gebrauchtwagen kaufen.“

Nimmt man Kohl auch dies unbesehen ab, so sollte Blüm bei *Hans-Dietrich Genscher* Vorsicht walten lassen, wenn dieser mit einer Beendigung seiner Politkarriere kokettiert und ein Freiwerden des Außenministerpostens und der Vizekanzlerschaft in Aussicht stellt. Auch wenn dieser von erbitterten „Wendegegnern“ ungeliebte Politiker öffentlich darüber sinniert: „Wenn ich einmal nicht mehr im Amt bin, mache ich eine Consulting-Firma auf und berate die Minister, wie man möglichst lange im Amt bleibt“, so ist für voreilig startende Amtsbewerber Vorsicht geboten. Denn es besteht die Möglichkeit, daß Genscher mit seinem Duzfreund Kohl längst einen *geheimen Beratervertrag* geschlossen hat (von daher wird Kohls Taktik des „Aussitzens“ von Konkurrenten und Problemen verständlich), was bedeuten würde, daß uns der Kanzler und sein Vize noch lange erhalten bleiben werden.

In diesem Zusammenhang spottet Martin Bangemann, kaum im Amt des Wirtschaftsministers, seinem Namen Hohn, wenn er auf die Frage, ob Genscher Außenminister bleibe, versichert: „Dafür lege ich nicht nur meine Hand, sondern mich selbst ins Feuer!“ Würden da die Flammen hochzüngeln, wenn der

gar nicht ‚bange Mann‘ nicht nur die Öffentlichkeit, sondern letztlich auch sich selbst ‚verkohlt‘ hätte!

Adam und Schwätzer

Wie sagte doch Ephraim Kishon in seiner Laudatio auf den 1979 zum Träger des „Ordens wider den tierischen Ernst“ gekürten Hans-Dietrich: „Als Schüler soll er die besten Noten bekommen haben, weil er seine Lehrer mit *sofortigem Rücktritt bedroht* hat“, und nach „dem Zeugnis seiner Amme hat er schon im Alter von vier Jahren seine Mutter gegen seinen Vater und den Vater gegen die Mutter ausgespielt und beide ein Jahr später gegen die Großeltern“. So scheinen Genschers leise angedeuteten Rücktrittsabsichten tatsächlich auf eine Verwandtschaft mit seiner früheren Generalsekretärin Irmgard Adam-Schwaetzer hinzudeuten. Wieso? Weil Genscher nicht nur ein geborener Adam, sondern auch ein gewandter Schwätzer sei — ein diplomatischer zumal, trifft doch auf ihn wohl die dritte jener drei folgenden Definitionen zu, die *Lance Pope*, langjähriger britischer Botschaftsrat in Bonn, auf die Überlegung „*Was ist das eigentlich, ein Diplomat?*“ einmal launig vorgeschlagen hatte:

— Eine ferngesteuerte Nationalschallplatte, die abwechselnd Mono, Stereo oder Hi-Fi tönt.

— Ein Briefträger als Brieffaubenersatz, im günstigsten Falle eine Friedenstaube auf dem Dach, die den Spatz in der Hand ersetzen muß.

— Oder ein Mann, der sich immer damit herauszureden versucht: ‚Ich weiß, daß Sie glau-



... und dann hat unser MdB vor dem Ausschuß gesagt, den Flick, den kenn' ich gar nicht...

ben, Sie hätten verstanden, was Sie meinen, daß ich es gesagt hätte — aber ich bin nicht sicher, ob Sie wissen, daß ich das, was Sie von mir gehört haben, gar nicht gemeint habe!"

Fraglich ist, ob ein zurückgetretener Genscher noch bei den papuanischen Kopffägern willkommen wäre, die ihm, wie Ephraim Kishon berichtete, nach einem ministerialspendablen Besuch den Namen „der kleine weiße Elefant, der goldene Eier legt“ gaben. Für die Inder übrigens ist der Elefant das weisse und vorausschauendste Landtier, Sinnbild des guten Gedächtnisses und der unaufhaltsamen Kraft. Es wäre eine Verarmung nicht nur der politischen Symbolpalette, wenn uns dieses Tier und seine Partei nicht erhalten blieben. Anders gesagt, um es mit Willfried Gredler, dem früheren österreichischen Botschafter in Bonn, auszudrücken: „Der FDP wünsche ich zum Bangemann einen Mutmacher.“

Lage ernst, aber nicht hoffnungslos

Ein *Mutmacher* selbst in schwierigsten Zeiten, für das deutsche Volk wie für seine Partei, war *Konrad Adenauer*. Man erinnere sich nur seiner Worte vor den Delegierten des CDU-Parteitag 1962: „Meine Freunde, nun möchte ich Ihnen sehr menschlich und offen doch einiges sagen. Als ich zum erstenmal vor über zwölf Jahren Bundeskanzler wurde, habe ich den Professor Martini in Bonn gefragt, ob er wohl glaube, daß ich trotz meines hohen Alters die Arbeit noch ein Jahr leisten könne. Er hat mich pflichtgemäß untersucht und mir dann gesagt — und das hat mich sehr beruhigt —: Sie werden sicher anderthalb Jahre die Arbeit leisten können. Und das sind jetzt elf Jahre her, meine Damen und Herren! (Heiterkeit) Man sieht an diesem Beispiel, daß man der Barmherzigkeit Gottes keine Schranken setzen soll! (stürmische, nicht endenwollende Heiterkeit).“ Wohl am charakteristischsten für Adenauers *finalgerichteten Pragmatismus* ist sein Kernsatz: „Die Lage ist ernst; aber nicht hoffnungslos!“, der ein Schlaglicht wirft auf sein humoriges Wesen, seine Fähigkeit, das Wirkliche, auch wo es widrig ist, lächelnd zu bejahen.

Wenn der „*gotische Rheinländer*“ (so der langjährige Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens, Franz Meyers, der sich als „barocker Rheinländer“ gerne von Adenauer abhob), der „Alte von Rhöndorf“, mit seiner Gerissenheit, seinem Beharrungsvermögen und seinem kölnisch-strammen Katholizismus (verzweifelte

Bemerkung des Papstes bei einer Adenauer-Audienz in Rom, die der im Vorzimmer harrende Adjutant aufschnappt: „... ich sage Ihnen zum letzten Mal, ich bin schon katholisch!“) als Vertreter der rheinischen Variante des Humors und des fröhlichen Spottes, der weder vor der Selbstironie noch vor der Schadenfreude haltmachte, im Bundestag sprach, dann stand im *Parlamentsstenogramm* immer wieder in Klammern „Gelächter“, „große Heiterkeit“, „schallendes Lachen“.

Diese Bemerkungen sind ihrer Zahl nach viel geringer geworden, seitdem der Alte abgetreten ist, was sicher auch, wie der Schweizer Theologe Karl Barth diagnostiziert, an dem zunehmenden „*apokalyptischen Ernst unserer Zeit*“ (1963) liegt, einer Atmosphäre, die immer weniger Raum für Humor läßt.

Apocalypse Now

Der von Barth signalisierte Mangel an Gefühl für Humor im modernen Menschen wurde schon 1907 vorausgesehen, als *F. Baldensperger* in Paris „*Les Définitions de l'Humour*“ schrieb: „*Man kann durchaus der Meinung sein, daß die genauen Zielvorstellungen, die das heutige Leben jedem vorschreibt — die wachsenden Bedürfnisse des Berufslebens und der Mobilität, die Übernahme bestimmter gleichlautender philosophischer Gegebenheiten durch die Mehrheit —, eine geistige Atmosphäre schaffen, die für den Humor immer ungünstiger wird.*“ In einem solchen geistigen Klima, so Baldensperger, kann nicht erwartet werden, daß Humor in reichem Maße aufblüht.

Heute, etwa achtzig Jahre später, können wir das Bild, das Baldensperger zu entwerfen suchte, abrunden. Die moderne technologische Gesellschaft erwartet von allen, aber insbesondere vom „Repräsentanten aller“, vom *Politiker*, das rasche Erfüllen von Funktionen und läßt wenig Raum für Spiel und Phantasie, für Kreativität und Humor. Diese Gesellschaft wird vom Leistungsprinzip beherrscht, ist fundamental aktivistischer Art und daher nicht sehr auf Witzemachen und Lachen eingestellt. Das bürokratische Ordnungsprinzip hat sich auf fast alle Sektoren des Lebens ausgelehnt, und dieses Prinzip ist bekanntlich beherrscht von Rationalität und Effizienz, von Objektivität und Neutralität — wahrlich kein geeigneter Nährboden für lebendigen Humor. Außerdem wird, wie Baldensperger mit Recht andeutete, der moderne Intellekt von einer beschränkten Anzahl von Ideologien be-

stimmt, die *fanatisch* (das heißt ohne Lachen und Lächeln) verteidigt werden und in der Verarbeitung durch die Massenmedien primitiv wirken.

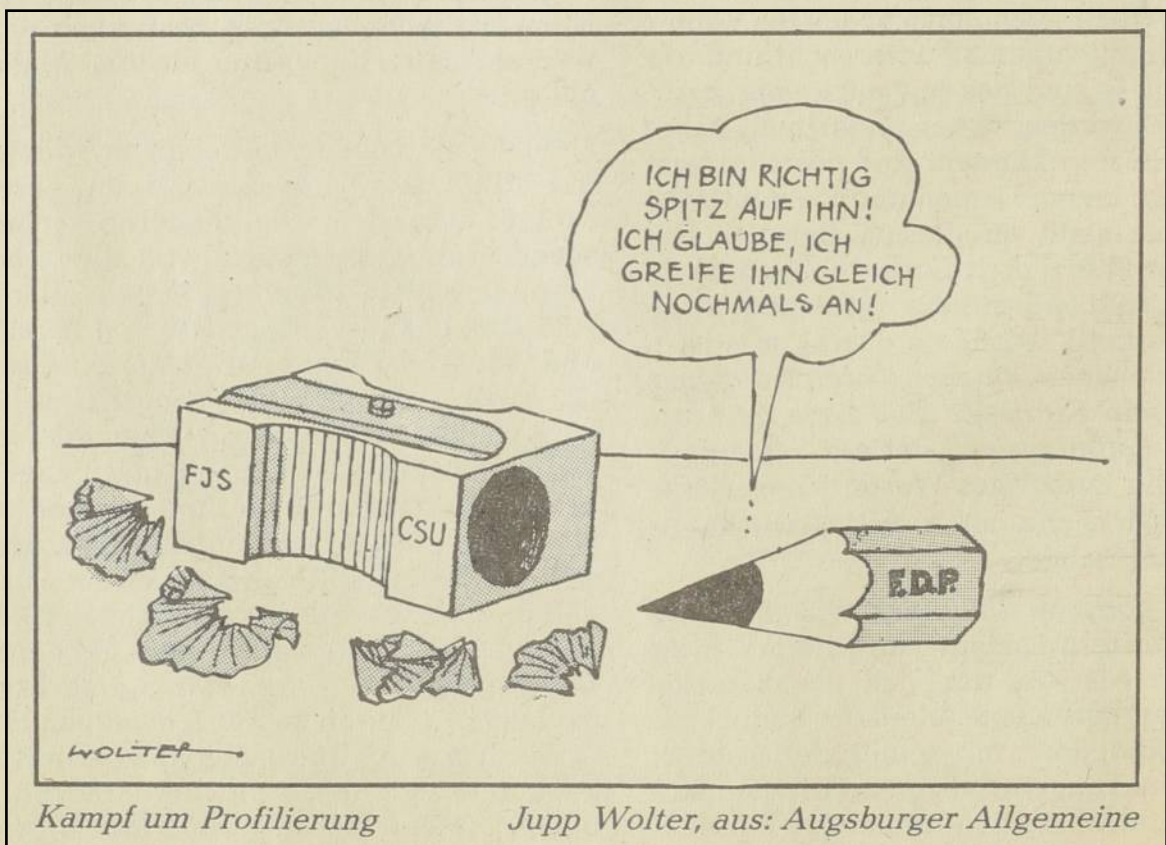
Wir leben tatsächlich in einer Zeit der — auch politischen — Slogans und Schlagzeilen, der Klischees und Platitüden und werden nur allzuoft ins Schlepptau genommen von dem, was man eine *Eskalation moderner Schocks* nennen könnte: Kriegs- und Atomgefahr, Waldsterben, Luftverschmutzung, Säuglingssterblichkeit, Umwelt- und Nahrungsmittelvergiftung, Krebs- und chemische Gefahren. Eine Zeit, die zwar viele Sophismen (insbesondere politische Trugschlüsse) kennt, aber im allgemeinen *keinen Sinn mehr für subtiles und differenziertes Denken* hat und deshalb auch raffinierteren Formen des Humors fremd gegenübersteht. Wen mag es da noch verwundern, wenn der Alt-Journalist und Frühschöppner Werner Höfer beim Vergleich der Politikersprüche von früher und heute nüchtern feststellt, daß im Gegensatz zur Jetzt-Zeit in den Gründerjahren der Bundesrepublik „Zitate der höchsten Güteklasse geziehen wie goldene Äpfel am Baume der Beredsamkeit“.

Daß nicht nur der *apokalyptische Zeitgeist* für den Niedergang des Humors verantwortlich zeichnet, sondern auch der *Mangel an Begabungen*, konstatiert Walter Keim, der Leiter der Pressedokumentation des Bundestages, der von Amts wegen alles sammelt, was

irgendwie witzig und bissig ist, also Humor über Politik(er), aber auch Humor von Politikern: „Das karikaturfähige Prachtpersonal wird weniger. Leute wie Adenauer und Wehner sind einfach nicht zu ersetzen!“

Fröhlichkeit des Herzens

Trotz der Fernsehens: Die heutigen „*Geistesblitze*“ der Politiker kränkeln nicht nur an ihrer Originalität (Willy Brandt: „Strauß ist einer der wenigen großen Begabungen der deutschen Politik. Aber er wirft häufig mit dem Hintern das wieder um, was er mit Kopf und Händen aufgebaut hat“), sondern leiden auch an ihrer Vergänglichkeit (Genscher: „Ich stehe zu Lambsdorff zu Lande, zu Wasser und in der Luft“), sie klingen krampfhaft-gewollt klug-arrogant (Helmut Schmidt: „Das ist der ganze Jammer, die Dummen sind so sicher und die Gescheiten so voller Zweifel“ oder „Mich wundert es immer wieder, welche dezidierte Vorstellung Leute über Atomkraftwerke haben, die zu Hause nicht einmal in der Lage sind, eine Steckdose zu reparieren“), treuherzig-gutmütig (Helmut Kohl: „Ich finde, daß es in der Bundesrepublik außerordentlich viele attraktive und schöne Frauen gibt“ — Hannelore wird sich freuen, das zu hören — und „Das gehört auch zum natürlichen Reichtum unseres Landes“), bitter (Herbert Wehner: „Stolchewismus!“) oder schlicht humorlos (Oppositionsführer Hans-Jochen Vogel über Strauß: „der Alpen-Churchill“) und reizen



nicht zu jenem Lachen, das die Sprüche *als humoristisch definiert und konstituiert*: „Der Erfolg eines Witzes liegt in den Ohren / des Zuhörers, nie in der Zunge / desjenigen, der den Witz macht“ (Shakespeare). Wenn dennoch die Parteifreunde solche Zitate ihres Redners belachen, dann handelt es sich um ein *inklusives Lachen* als Ausdruck der Solidarität in der (Partei-)Gruppe mit *exklusivem Charakter*, da es gleichzeitig die Funktion hat, andere Menschen, die politischen Gegner, auszuschließen. Humor entsteht aber erst, wenn das Bonmot alle ohne (Partei-)Unterschied zum Mitlachen reizt.

Daß das Lachen im Parlament fast nur noch dazu dient, *den anderen lächerlich zu machen* (exklusiv zu lachen) und dabei der Humor selbst ins Gerede kommt, zeigt eine Rückblende auf den zweiten Tag der Haushaltsdebatte mit der Generalaussprache über die Regierungspolitik am 8. Dezember 1983: Aus der Wahlkampfberatung, daß den Oppositionsführer *Hans-Jochen Vogel*, über dessen sachliche Art bereits in der eigenen Partei Witze kursieren (Johannes Rau: „Er trinkt am liebsten Fachinger. Aber wenn er so richtig einen draufmachen will, dann bestellt er eine zweite Flasche Fachinger“), nichts mehr als der Vorwurf erregt, humorlos zu sein, zweifelte CSU-Landesgruppenchef Theo Waigel den Humor des SPD-Politikers an. Die Erkenntnis, daß diese Aussage verallgemeinerungsfähig ist, verdanken wir Otto Graf Lambsdorff, der feststellte: „Der Bundestag ist mal voller und mal leerer, aber immer voller Lehrer“ — ein Wortspiel, das seine volle inhaltliche Delikatesse nur als gesprochenes Bon(n)mot entfaltet.

Die menschlicheren und humorvolleren Sprüche stammen bezeichnenderweise von den Politikern, von denen bekannt ist, daß sie stets ein Lächeln, einen Schalk für sich und andere, bereithalten.

Spontan wie immer dagegen die Ausnahme Norbert Blüm, eine wahre Büttengabung: „Ich bin für jeden Streit zu haben. Streit ist ja auch ein Teil des parlamentarisch-demokratischen Lustgewinns. Aber es muß nicht über alles gestritten werden.“ Abstrakt-listig Lothar Späth über die Mengenlehre: „Wenn in einem Raum drei sind und vier rausgehen, muß einer wieder rein, damit keiner drin ist.“ Hintersinnig und weitsichtig (1980) Richard Stücklen: „Die Delegierten der FDP sitzen vorm Kasperltheater. Der Kasper kommt: „Seid ihr alle da?“ „Jaaa!“ „Aber nimmer lang.“ Mit einem gewissen Kitzeln unter dem libera-

len Lackschuh der Mittengänger Walter Scheel: „Der Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus: Im kapitalistischen System werden die einen Menschen durch andere Menschen ausgebeutet. Im Sozialismus ist es genau umgekehrt.“ Sachlich der Grüne Dirk Schneider: „Herr Präsident, meine Damen und Herren, leeres Haus!“ Und mit unübertroffen analytischem Scharfblick für Menschen und Situationen und mit drastischer Wortgebärde der fern vom Hauptstadtdorf agierende Franz Josef Strauß, der den Oppositionsführer Vogel beim Warten auf die ‚Grünphase‘ ertappt: „Er ‚börnert‘ genauso, er sitzt wie der Hase in der Furche und wartet, bis er grünen Klee fressen kann.“

Politisches Urgestein

Ein wichtiger Grund für das spürbare Defizit an guten Bonmots ist der schon erwähnte Mangel an Nachwuchs (ein Geißlersches, aber kein Problem der Grünen!), an Begabungen wie Adenauer und Wehner, ist die Erosion des politischen Urgesteins, der echten Typen.

Ein „Blümchen“ auf karger Wiese macht da noch keinen Sommer. Strauß in München, Wehner nicht mehr im Parlament, und die sich ständig als Enkel Adenauers proklamieren, können dessen Rolle einfach nicht ausfüllen, dazu reicht es nicht — Charisma ist etwas, das man sich nicht anlächeln kann.

Besonders Wehner, der im Laufe seiner parlamentarischen Karriere eine Reihe der schlagfertigsten Zwischenrufe liefern konnte, aber auch fast achtzig Ordnungsrufe hinnehmen mußte, hinterließ eine spürbare Lücke. Nach seinem Abgang sind treffsichere Zwischenrufe selten geworden, die Langeweile im Bundestag kehrte ein.

Unvergessen Wehners Dialog mit Franz Josef Strauß, den er einmal so hartnäckig neckte, daß es selbst dem wortgewaltigen Bayern zuviel wurde: „Machen Sie nicht so weiter, sonst ziehen wir aus!“ Darauf Wehner: „Wie sehen Sie denn aus, wenn Sie sich ausgezogen haben?“ Gelächter auf allen Bänken.

Den CDU-Abgeordneten Wohlrabe taufte Wehner in „Übelkrähe“ um, was diesem noch jahrelang anhing. Den inzwischen ausgeschiedenen Abgeordneten Lothar Haase, der den absoluten Zahlenrekord an Zwischenrufen hält, ernannte Wehner zum „Gnom der CDU“. Philipp Jenninger (CDU) anempfahl er: „Mann, hampeln Sie doch nicht so herum, Sie

sind doch Geschäftsführer und nicht Geschwätzführer!" Es konnte auch schon mal vorkommen, daß er für eine CDU-Abgeordnete verlangte: „Geben Sie der Dame mal die Flasche!" Ansonsten jedoch benahm er sich gegenüber der Damenwelt sehr gesittet. Elisabeth von Werthern, die langjährige Geschäftsführerin der Parlamentarischen Gesellschaft, schwärmte jüngst vom bärbeißigen „Onkel Herbert" in höchsten Tönen: „Ein so freundlicher und ritterlicher Mann ist mir in Bonn nicht mehr begegnet."

Sponsorleibchen

Einer der nachwachsenden Humorträger des Bundestages ist der Münchner Anwalt und SPD-Abgeordnete *Rudolf Schöfberger*, der die durch den Einzug der GRÜNEN entfachte Diskussion über die „Kleiderordnung" im Parlament mit konkreten Vorschlägen bereicherte und sich dabei an den Trikot-Gepflogenheiten der Fußball-Bundesliga orientierte. Die Schöfbergersche Kleiderordnung sieht vor, daß die Abgeordneten in Zukunft zur Vermeidung von Spendenaffären künftig wie die Fußballer „Sponsorleibchen", Trikots mit dem Namenszug ihres Sponsors (Geldgebers) tragen dürfen, um auf diese Weise der Öffentlichkeit etwaige Parteispender gleichsam als Sponsoren bekannt zu machen, aus freien Stücken, ohne Mitwirkung eines Staatsanwalts. § 3 der im März 1983 erlassenen Kleiderordnung bestimmt, wer den Förderer wechseln wolle, komme auf eine beim Industrieverbands-Präsidenten Rolf Rodenstock hinterlegte Transferliste und „erhält zusammen mit seiner Ablösebestechungssumme ein neues Sponsorleibchen". *Krawatten*, so Krawattenmuffel Schöfberger, der nach dem Motto „Der Verstand mißt sich nicht an der Länge der Krawatte" schon 1980 im Bundestag ohne Halsschmuck antrat und prompt einen Rüffel des damaligen Bundestagspräsidenten Stücklen einsteckte, diese unpraktischen und unbequemen Zierden eines jeden Mannes also seien laut Trikotordnung weiterhin zulässig — aber nur für Abgeordnete, die noch kein Sponsorleibchen tragen. Schöfbergers Vorschlag wird natürlich spätestens am *Minderheitenschutz* scheitern, da sich Volksvertreter, die keinen Gönner gefunden haben, bloßgestellt fühlen müssen.

Kerngesund im Elfenbeinturm

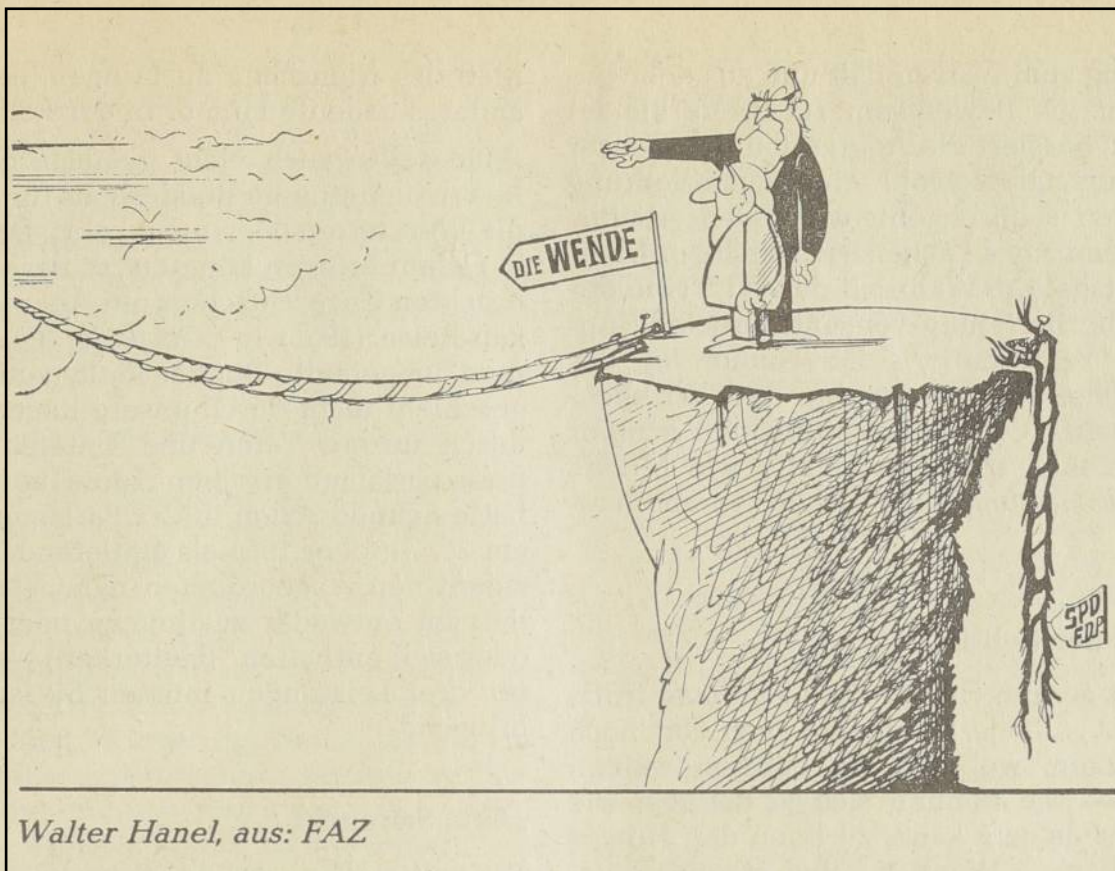
Einige der zitierten Kernsprüche, humorigen Einfälle, Zwischenrufe, Witzworte und Wort-

witze verdienen es sicher, der Nachwelt erhalten zu bleiben — und sei es als dokumentarisches Zeugnis des politischen Zeitgeistes.

Jedoch sind die wirklich „geistreichen" Worte, die das Prädikat „*Bonmot*" („treffend ‚geistreich-witziger Ausspruch'") zu Recht verdienen, in der Minderzahl, was wohl, wie Forschungsminister Heinz Riesenhuber meint, darauf zurückzuführen ist, daß die Politiker zwar viel reden, aber meist undurchdacht, da sie „zu wenig zuhören und kaum zum Denken kommen". Wohl auch kaum zum Lesen kommen, ist dem hinzuzufügen. Denn die meisten Sprüche reichen nicht über den Rahmen eines emotionalen Reflexes hinaus, da ihnen ein literaturphilosophischer, im weitesten Sinne kulturhistorischer *Wissensrückhalt* fehlt, wie ihn etwa der belesene Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger noch vermitteln konnte, der sogar Regierungserklärungen mit Zitaten aus dem Werk des französischen Denkers Alexis de Tocqueville anzureichern wußte.

Doch wen wundern noch diese deutlich werdenden Wissensdefizite, wenn nach den Ergebnissen einer Umfrage über das „*Kommunikations- und Informationsverhalten*" der Bundestagsabgeordneten, durchgeführt im Juni 1983 von einem Buchmagazin, zwar beinahe 60% der Politiker davon überzeugt sind, daß Schriftsteller „besonders sensibel" für „zukünftige Veränderungen der Gesellschaft" sind, aber praktisch keiner einen Schriftsteller als Vorbild hat (Helmut Kohl: „Auch wenn noch so viel geschrieben wird, unser Land ist doch im Kern gesund"). Über die Entwicklungstrends in der Gesellschaft informieren sich die Parlamentarier mit Vorliebe aus Tages- und Wochenzeitungen sowie aus dem Fernsehen. Das Informationsverhalten, so die Studie, bestehe im wesentlichen im Lesen von Vorlagen, Aktenvermerken und Papieren aus Bundestag, Ministerien und Parteien. Das weise auf eine gewisse Isolation der Politiker hin und führt die Autoren der Studie zu der Frage, ob Politiker — lebensfern und weltfremd — im Elfenbeinturm leben.

Es ist sicher richtig, aber zugleich auch ein Vorurteil, daß das politische Geschäft geisttötend sei. Richtig ist, daß, wer mit der Macht umgeht, mit dem Geist nicht eben zimperlich umspringt, die Intellektuellen vielleicht gar als seine Gegner ansieht, wofür das bekannteste Beispiel Ludwig Erhard mit seiner unprofessoralen Beschimpfung der „Pinscher" und „Uhus" lieferte, denen er sein lapidares und unerfüllbares Wunsch- oder Tröstungspro-



Walter Hanel, aus: FAZ

gramm „Wohlstand für alle“ entgegenpaffte. Jüngstes Beispiel dieses noch immer nicht begradigten Frontverlaufs war die neuliche große Kulturdebatte im Bundestag; neuester Gießkannenspruch: „Arbeit für alle“.

Der Humor des Pharisäers

Wie man sich jedoch stets vor Verallgemeinerungen hüten sollte (obwohl das ganze wissenschaftliche Denken auf ebensolchen beruht), sind auch nicht alle Politiker auf der *Nachtseite des Intellekts* anzusiedeln. Und interessanterweise — und hier ergeben sich gewiß keine zufälligen Querverbindungen — sind die Ausnahmen gerade jene, die über ein großes Quantum an Humor und (ausgelebter) Sinnlichkeit verfügen und gerne und oft lachen, auch über sich selbst. Zu denken ist (wohl auch nicht zufällig) zunächst an zwei ehemalige Landeskultusminister, nämlich an den Niedersachsen *Werner Remmers* und vor allem an den Justitiar der CDU-Fraktion, *Paul Mikat*, an dessen geisteswissenschaftliche Kenntnisse wohl niemand im Deutschen Bundestag heranreicht.

Bezeichnend für Mikats humoriges Verhältnis zur Presse, zur eigenen Partei und zur eigenen Person ist eine Anekdote vom Juli 1966, als sich die neugewählte nordrhein-westfälische CDU-Landtagsfraktion zunächst nicht darüber einigen konnte, ob sie ein von 99 Sozialdemokraten getragenes Minderheitskabinett tolerieren oder mit der SPD

eine „Große Koalition“ bilden oder aber mit der FDP eine zur „Mini-Koalition“ geschrumpfte Kleine Koalition fortführen sollte. Als nach stundenlanger kontroverser Diskussion hinter verschlossenen Fraktionstüren der amtierende Kultusminister die Sitzung vorübergehend verließ, wurde er von den ausharrenden Journalisten mit Fragen bombardiert. Der Professor suchte sich mit einem Vergleich aus der Verlegenheit zu ziehen: „Jetzt proben die Journalisten den Aufstand und da drin“ — Mikat deutete auf die abgeschirmte Tür des Fraktionssaals — „die Pharisäer den Notstand.“ Sagte es und entfloh zu den Pharisäern. Eine *Standardsituation des Humors*, der nach Freud den Menschen eine Situation meistern läßt und als solcher einen Triumph über die (mißliche) Wirklichkeit darstellt. Er besitzt daher auch die Würde eines Älteren gegenüber einem Kinde. Ein Humorist, so bemerkt Freud (*Der Humor*, 1927), besitzt immer die Neigung, seine Mitmenschen in seinem Humor als Kinder zu behandeln (wer Mikat kennt, weiß um dieses väterliche Gebaren). *Der Witz* dagegen, den Freud in seinem berühmten Werk „*Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*“ (1905) durch die wichtige Variable der Aggression vom Humor unterscheidet, sprudelt aus dem Unbewußten herauf (affektgeladener Ausspruch wie die meisten Zwischenrufe im Bundestag à la Wehner: „Flaschenkopf“, „Rotzlöffel“, „Manneken Pis“). Er ist verummte Aggression, die den Zensor (das Über-Ich) durch diese Ver-

mummung zum Narren hält und aus dem Unbewußten ins Bewußtsein rückt. Verkleidet als „Witz“ passiert die Aggression den Zensor und verursacht sowohl eine Lusterfahrung (durch den seelisch entspannenden Abfuhrmechanismus des Lachens) als auch ein Überlegenheitsgefühl. Während der Witz (wie der Traum) die Befreiung von unterdrückter Aggression repräsentiert, ist Humor in der Hauptsache eine Leugnung des Wirklichkeitsprinzips (Otto Julius Bierbaum: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht!“), wie Mikats ‚Pharisäer-Haltung‘ sehr schön veranschaulicht.

Das Salz der Politik

„Man hat gesagt, Humor sei, wenn man trotzdem lacht ... — ja, wenn man auch dort noch lachen kann, wo man am liebsten weinen möchte — Sie können sich ja denken, wie schwer es da sein kann, zu Bonn den Humor zu behalten ... Wenn wir bei jedem ‚Trotzdem‘ bei dem wir die Hand hochgehoben haben, gelacht hätten, würden wir uns schon längst zu Tode gelacht haben ... aber man sollte es trotzdem tun ... Denn wir sollen unseren Nächsten lieben, auch wenn er sauer ist ... Kurz, ich halte den *Humor für das Salz der Politik* — und was Salz bedeutet, weiß man besonders, wenn man keins mehr essen darf.“

Diese montierten Sätze aus den Jahren 1958 und 1962 stammen von einem der glänzendsten und humorvollsten Redner der deutschen Nachkriegsgeschichte, dem ebenso wohlbeleibten wie wortgewaltigen Professor *Carlo Schmid*, der zuweilen wie ein aus Versehen auf die politische Bühne geratener Literat wirkte, aber gar nicht professoral eingestanden: „Mir liegt es einfach nicht, immer an *Niveau* zu denken — vor lauter daran denken rutscht es einem nämlich meistens weg. Man sollte sich nicht so wichtig nehmen, zu glauben, daß man so golden ist wie man glänzt — und dazu hin allein die Wahrheit besitzt.“ An Selbstbewußtsein, aber auch an Selbstironie mangelte es dem SPD-Politiker als Mitvater des Grundgesetzes und Erstem Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages freilich nicht: „Ich weiß, was sich ziemt — und ich möchte nicht, daß irgend jemand fürchten muß, mir erst übermorgen antworten zu können.“ Denjenigen Politikern, die sich da allzu wichtig und ernst nähmen, denen empfahl der Professor anläßlich seiner Aufnahme in den Aachener Karnevals-„Orden wider den tierischen Ernst“ (1958), das politische Geschehen auf das

Maß des Menschen zu bringen, denn nichts anderes bedeute Humor in der Politik.

„Man sollte auch nicht glauben, daß unsere Reden da unten im Bundeshaus für sich allein die Welt retten oder, umgekehrt, Deutschland in Gefahr bringen könnten“, so der vom beeindruckten Chruschtschow auf Adenauers Moskauer-Reise (1955) in „*Gospodin Großdeutschland*“ umgetaufte Bonner Parlamentarier, „das geschieht nicht durch unsere Reden, sondern durch unsere Taten und Untaten“. Woraus diese parlamentarischen „Taten“ bestehen, das hatte Schmid schon in der Parlamentssitzung am 25. Oktober 1951 als amtierender Vizepräsident den Abgeordneten nahegebracht: „Sie müssen entweder zustimmen oder ablehnen oder sich enthalten.“ (Heiterkeit) „— eine dieser drei Leistungen müssen Sie schon vollbringen.“

„Ach, Schnucki ...“

Freimütig offenbarte der *Schwabe*, von dessen Stamm Professor Willy Hellpach in „*Deutsche Physiognomik*“ (1942) meint, daß sich hier „verschlungene Phantasie und durchdringender Verstand eigentümlich das Gleichgewicht halten ... Nirgends wieder stehen Bildseligkeit und Denknüchternheit so dicht beieinander“, seine still-geheimen *unterdrückten Wünsche*: „Ich habe manchmal ganz einfach Lust, wenn einer so ganz tierisch ernst daherredet, zum Rednerpult hinaufzurufen: ‚*Ach, Schnucki ...*‘“ Dies müsse er sich stets verknäueln, denn das fände er denn doch „unparlamentarisch, und ich kann mir doch nicht selber einen Ordnungsruf erteilen. Und sehen Sie: Ich halte es für besser, sogenannte Gegner (die meisten wissen gar nicht, warum sie es sind) auf ein wippendes Florett auflaufen zu lassen, als ihnen ein Tintenfaß an den Kopf zu werfen — wie weiland Martin Luther auf der Wartburg dem Teufel.“

Als „Ritter wider den tierischen Ernst“ wandte sich der Professor nicht nur gegen die *Verteufelung* des politischen ‚Gegners‘, sondern war (als Parlamentsvizepräsident) auch um die Einhaltung und Erhaltung der Regel des Ordenskapitels (des Bundestags) bemüht, die da anhub: „Eingedenk geheiligter deutscher Sitte und Überlieferung, daß alles in dieser Welt, vor allem im Reiche des Humors, Regel und Form haben muß, wenn es ernst genommen werden soll ...“ Schmidts Regelfestigkeit bekam der CDU-Bundestagsabgeordnete Kiesinger auf der Sitzung am 8. Februar 1950 zu hören, als er bemerkte: „Wenn man böseartig

ist, kann man in der Tat das Wort Parlament mit *Schwatzbude* übersetzen." Daraufhin der Abgeordnete Schmid: „Es wurde davon gesprochen, Parlamentum heiße ‚Schwatzbude‘, aber es ist falsch. Parlamentum hieß ursprünglich ‚das Haus‘, in dem man sprechen darf; Parlamentum hieß: das Haus der Auseinandersetzungen. Und nun frage ich Sie, wollen Sie das ändern?“

Saudummes Gewäsch von vorgestern

Ändern tat der flexible Ritter, der sich im Sattel der Sinnigkeit wie auch der Sinnlichkeit einzurichten wußte, höchstens seine eigene Meinung, und dies beinahe so rasch wie Konrad Adenauer. Als Carlo Schmid einmal im Kreise von Bonner Presseleuten sich über ein im Fluß befindliches außenpolitisches Problem ausließ, wurde er von einem jungen Journalisten unterbrochen, der ihm vorhielt: „Aber, Herr Professor, noch vorgestern hatten Sie doch, wenn ich mich recht erinnere, eine ganz andere Meinung von diesen Dingen!“ Amüsiert lehnte sich Schmid in seinem Stuhl zurück, blinzelte den Frager vergnügt an und parierte kurz und drastisch auf schwäbisch: „A geh — was geht mi mei *saudummes Gewäsch von vorgestern* an!“

„Was kümmert mich mein dummes Geschwätz von gestern“ war auch die Taktik von Konrad Adenauer, mit der er sich der Gegenüberstellung mit Äußerungen, die er einmal getan hatte, gerne entzog. Da das dem liberalen Vizekanzler Erich Mende gegen den Strich ging, führte Mende, der auch heute noch als einer der Bestinformierten in Bonn gilt, insgeheim Tagebuch über Adenauers Aussagen am Kabinettstisch. Als Adenauer im Kabinett wieder einmal genau das Gegenteil von dem sagte, was er vor einigen Wochen dazu ausgeführt hatte, zog Mende sein Tagebüchlein hervor und las dem verblüfften Bundeskanzler dessen frühere Aussage vor. Der „Alte“ war zunächst so konsterniert, daß er seinen „Vize“ erst mal wegen der Tagebuchführerei („iss was für kleine Mädchen“) lächerlich zu machen versuchte. Dann aber hatte sich Adenauer gefaßt, wurde ganz väterlich zu seinem wesentlich jüngeren Stellvertreter im Amt und gab diesem zu bedenken: „Wissen Se wat, Herr Mende? Dat beste Tagebuch iss der Kamin!“

Die vielleicht wahren Gründe für solche schnellen Positionsrochaden klangen an in einem Parlamentsdisput mit dem damaligen Bundesaußenminister *Heinrich von Brentano*

(CDU), einem eingefleischten Junggesellen, der einmal auf die Frage, ob es sich als vorteilhaft herausgestellt habe, daß er unverheiratet geblieben sei, antwortete: „Ja, — vor allem für die Frau, die ich nicht geheiratet habe!“ Kein Kind von Traurigkeit also, explizierte Brentano am 21. September 1949 dem Parlament: „Ich glaube, es ist ein Fehler der deutschen Politik schlechthin, daß wir zunächst einmal mit Mißtrauen an den anderen herangehen und den anderen mindestens für nicht so ehrlich halten, als wir selbst zu sein glauben.“ Dies provozierte Carlo Schmid zu dem unschwer als Eingeständnis zu erkennenden Einwurf: „*Mancher kann manchmal nicht so ehrlich sein, wie er möchte!*“ Was ihm Brentano prompt als Freudsche Fehlleistung vorhielt: „Haben Sie *von sich gesprochen?*“

Zwischen Skylla, Charybdis und süßer Haut

Bei Heinrich von Brentano dürfte Carlo Schmid keine „Schnucki“-Gefühle gehegt haben, denn dieser war ihm rhetorisch ebenbürtig und wies ihm zuweilen sogar den schlüpfrigen Weg durch die schwierigen Passagen der griechischen Mythologie und der Adenauerschen Politik, so geschehen am 15. November 1949: „Herr Kollege Schmid, Sie haben festgestellt, der Herr Bundeskanzler habe anscheinend einen defekten Kompaß. Sie haben dann erklärt, er habe die bittere Aufgabe — und wir alle —, zwischen Skylla und Charybdis zu wählen. Herr Kollege Schmid, Sie haben die Mannen des Heraklit und des Parmenides zitiert. Ich darf Sie daran erinnern, daß es nicht die Aufgabe Odysseus' war, *zwischen Skylla und Charybdis* zu wählen, sondern den Versuch zu unternehmen, *zwischen* durchzufahren. Ich hoffe, daß der Kompaß des Bundeskanzlers Ihnen diese Navigation gestattet.“

Mehr Eindruck als der Blick auf Adenauers vermeintlich defekten Kompaß und als Brentanos Steuermannsrede machte auf den lebensnahen Professor im November 1954 der Besuch „Seiner Majestät des Kaisers Haile Selassie von Äthiopien“ — genauer gesagt die Begleitung des Monarchen (der erste kaiserliche Staatsbesuch in der Bundesrepublik), nämlich dessen Schwiegertochter, die 23jährige *Herzogin von Harrar*, deren anmutige Schönheit und kostbare Garderobe Gegenstand uneingeschränkter Bewunderung waren. Auch Carlo Schmid, der ihr als amtierender Bundestagspräsident in der Godesberger

Redoute als Tischherr zugesellt war, zeigte sich völlig hingerissen. Nach dem Fest von einigen Journalisten nach seinen Eindrücken befragt, lächelte er versonnen und öffnete — gar nicht schwäbisch-puritanisch — sein Herz: „Kinders, ein Häutle hat die Prinzessin ... ein Häutle — wie Samt!“

Abnormität mit Heiterkeits-Rekord

Den *größten Heiterkeitserfolg*, der je im Bundestag verzeichnet wurde, erzielte der als humorvoller Debatter bekannte CDU-Abgeordnete *Dr. August Dresbach*, Journalist von Beruf, der in einer Pressedebatte am 21. Mai 1954 seinem Wirken die Krone aufsetzte. Nicht weniger als 46mal wurde Dresbachs von Humor und menschlicher Wärme durchsetzte Rede laut Protokoll von „Heiterkeit“, „anhaltender Heiterkeit“, „stürmischer Heiterkeit“ und „Lachen“ unterbrochen.

Dresbach führte aus, der „*westgermanische Normaltypus*“, zu dem u. a. Generaldirektoren, Regierungsräte und Kolonialwarenhändler zu rechnen seien, sei nur allzu leicht geneigt, „in Journalisten so etwas wie leichtgeschürzte Mägdelein“ zu sehen. „*Wer es in Germanien unternimmt, schwierige Dinge in kurzweiliger Form darzustellen, der ist eben nicht seriös!*“

Dresbach schilderte, wie er, Journalist aus Profession und Passion, sich einmal um eine feste Stelle bemüht und diese auch bekommen habe. „Aber die Katze läßt das Mäusen nicht, und der Journalist das Artikelschreiben nicht. Da meinten meine Arbeitgeber, ich hätte mit diesen Artikeln vorbeigefochten; da bin ich als unbrauchbar abgegeben worden. — Dann beschloß ich, Politiker zu werden ... Aber, meine Damen und Herren, der Politiker gehört auch nicht zum westgermanischen Normaltypus ... Ich bin der Meinung, daß wir alle draußen als *Abnormitäten* betrachtet werden ...“

Nachdem sich Plenum und Presse von ihren Lachanfällen erholt hatten, setzte Dresbach zum zweiten Stoß an und umschrieb das Verhältnis der Presse zur Politik folgendermaßen: „Die *Nivellierung der Presse* ist erst mit der üblen Gleichschaltung im ‚Dritten Reich‘ begonnen worden, an der sich ja einige Herren dieses Hohen Hauses seinerzeit beteiligt haben sollen ... aber da ich ein wahrer Christ bin, bin ich geneigt, ihre Sünden zu verzeihen ...“

Auf die geistige Überheblichkeit gegenüber den Journalisten abzielend, ironisierte Dresbach: „Auf den Pressekonferenzen, da sitzen die ‚*Pressebengels*‘, den Füllfederhalter gezückt, um dem zu lauschen, was dem Zahngehege von Wirtschaftskapitänen, Bundesministern und solchen, die es werden wollen, entfleuchen könnte ... Die Presse zu belehren, gilt auch als gesellschaftlich höherstehend denn selber zu schreiben ... Ich bin von einem guten Freund in diesem Hause gewarnt worden, zuviel zu schreiben: ‚Das erniedrigt Sie! ... Sehen Sie, das Presse-Belehren ist auch einfacher; denn man kann sich nachher immer damit zurückziehen, man sei mißverstanden worden ...‘, aber bei dem, der selber schreibt, da gilt das Wort meiner Heimat: ‚Wer schrieft, der bleibt‘. Dabei ist natürlich in erster Linie an die Ausstellung von Wechsellern gedacht — aber man kann es auch hier nehmen ...“

Verzeihen Sie die Schweinerei

Nochmals überzog Dresbach jene mit seinem Spott, die mittaten bei der Zerschlagung der Pressefreiheit. Er schilderte eine Begebenheit aus dem Kaiserreich, wo es vorkam, daß ein Amt die Presse unbehelligt ließ, obwohl man ein Eingreifen gefordert hatte, und schlußfolgerte: „Es waren damals doch noch sehr nette Zeiten — in dieser konstitutionellen Monarchie — Ich meine, wir sind uns alle darüber klar: *die Schweinerei hat doch erst 1933 angefangen!* Verzeihen Sie, die ehemaligen Mitglieder der NSDAP dieses Hohen Hauses, wenn ich Ihr einstiges Idol so kurzerhand als Schweinerei bezeichne ...“

Der christdemokratische Politiker warnte davor, redaktionellen Einfluß auf die Zeitungen nehmen zu wollen, „über die Verleger und deren heiligste Gefühle, die ja meist im Geldbeutel, Abonnement und Anzeigenteil“ liegen. Dabei unterschied er zwei Sorten von Verlegern, „solche, die auch jedes andere Gewerbe ausüben könnten, und solche, die bestimmt mit großer Passion dabei sind und sogar im redaktionellen Teil der Zeitung eine produktive Angelegenheit sehen — nicht nur im Anzeigenteil“.

Abschließend forderte der Redner die Presse auf, selbstbewußt auf ihren Wert zu pochen. Die Presseleute sollten vorsichtig bei der Wahrnehmung von Einladungen sein. Wo sie sich aber auch aufhielten, sollten sie an das Bismarck-Wort denken: *Wo ich sitze, ist immer oben.* Dieses Wort sollten sie auch nicht

aus dem Kopf verlieren „bei den imitierten Hofgesellschaften dieser republikanischen Welt“.

Selten hat ein deutscher Nachkriegspolitiker mit der Lanze des Humors und dem Florett der Ironie so scharf getroffen, wie August Dresbach in jener Rede, der nach Meinung vieler Experten ein hoher demokratischer Stellenwert zukommt, da sie damals kursierende Überlegungen über die geschickteste Bewerkstelligung der „sanften Lenkung“ der Presse mit Scharfsinn und Mut bloßstellte. — Lange Zeit ging das Gerücht um, man wolle in Bonn ein „Informationsministerium“ schaffen und mit der Leitung dieses Amtes den CDU-Abgeordneten und ehemaligen Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Lenz, betrauen — dessen Namen der Kölner SPD-Abgeordnete und

spätere Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Heinz Kühn, daher zum „Symbol für die Frühlingsgefühle politischer Zensurabsichten“ nahm. Gerade letztere aber hatte Dresbach mit seiner couragierten Rede, für die er 1955 als erster Parlamentarier den „Orden wider den tierischen Ernst“ erhielt, zu nichte gemacht und ein weiteres Mal bewiesen, daß der geistreiche Witz, spontan und in bildhafter Sprache gebracht, gepaart mit Selbstironie und großem Einfühlungsvermögen auch für den politischen Gegner (und für den andersdenkenden karrierebesorgten Parteifreund), rechtzeitig und nonkonform eingesetzt, immer noch die gefährlichste und beste Waffe des Geistes gegen Heuchelei, kalten Zynismus und Gewalt ist. Zur Nachahmung empfohlen!

Olaf Leitner

Tanze, Kanzler, tanze — oder: Was bleibt, sind die Politiker

Die Regierenden als Objekt heimischer Rock-Poesie

Was mag er wohl hören, des Abends, im Kreise der Lieben beim Glasl Wein, wenn er wieder Mensch wird, unser Kanzler. Liebt Helmut Kohl Abba, die Egerländer, „Für Elise“ oder Chris de Burgh?

Bayernklänge wird er meiden, vermutlich, und die Stones auch. Obwohl Mick Jagger nur 14 Jahre jünger ist als unser Regierungschef und Micks Mutter immer sagte: „Ehrlich, ich dachte, Mick würde Politiker werden. Er war schon in der Schule immer der Anführer. Wenn er an etwas glaubte, setzte er sich mit Haut und Haaren dafür ein.“¹⁾

Die präzise Beschreibung eines Berufsstandes, immerhin. Eines Metiers, zu dem Leute wie Jagger nicht gerade das beste Verhältnis haben. „Was kann son unwichtiger Typ wie ich denn schon tun, als in einer Rock'n'Roll-Band zu singen?“²⁾ faßte das Popidol einst seine Gefühle völliger Hilflosigkeit gegenüber „denen da oben“ zusammen.

Über Rockmusik und Politik ist viel diskutiert und geschrieben worden³⁾; ein sich vom Urverständnis als anti-autoritär fühlendes Medium der Populärkultur mißtraute den Formen der Macht. Wenngleich heute weniger die ‚gesellschaftliche Relevanz massenkultureller Prozesse‘ die Gespräche unter Rockmusikern bestimmt, sondern vielmehr die Frage nach der Knete⁴⁾, so gelingt es dennoch hin und wieder, Signale politischen Bewußtseins im Show-Big-Business zu orten:

Nicht alles ist so spektakulär wie jene Single zugunsten der Hungernden in Äthiopien, die

¹⁾ David Dalton, *The Rolling Stones — Die ersten 20 Jahre*, München 1982, S. 11.

²⁾ „Street Fighting Man“, vgl. *The Rolling Stones: Beggars Banquet*, DECCA SLK 16 570-P, 1968 (Übersetzung: O. L.).

³⁾ Empfohlen sei die Neufassung eines älteren Werkes: Helmut Salzinger, *Rock Power oder Wie musikalisch ist die Revolution?*, Reinbek bei Hamburg 1982.

⁴⁾ Szene-Deutsch für: Geld, Tantiemen, Gage, Subvention, Kohle, Mäuse, Zaster, Kies, Löhnung, Schotter, Parteispende u. ä.

unter der Regie des Musikers Bob Geldorf (Boomtown Rats) zum Christfest 1984 eingespielt wurde und einige der prominentesten Rocksolisten und -bands zum Gemeinschaftsingens versammelte⁵⁾. Und nicht alles schafft den Aufstieg in die weltweiten Hitparaden wie die Komposition „Two Tribes“ des Ensembles *Frankie Goes To Hollywood*. Das Cover der Maxi-Single listete die Bestände von Atomwaffen beider Machtblöcke (eben „two tribes“) auf, und in einem der Platte zugeordneten Video-Clip bekämpfen sich zwei ältere Herren im Boxring vor johlenden Zuschauern mit härtesten Bandagen. Sie sind unschwer als Double für Tschernenko und Reagan zu erkennen. Die Punkmusiker *U.K.-Subs* schmückten ihr Album „Flood Of Lies“ durch einen Cartoon, der einen menschlichen Gnom mit Maggie-Thatcher-Kopf zwischen Totenschädeln, Krötenwespen und monarchischen Symbolen hantieren läßt. Die irische Band *U2* erinnerte auf der Rückseite der Plattenhülle ihres Erfolgssongs „Pride — In the name of love“ mit Foto und Zitat an Martin Luther King. *Human League* komponierte „The Lebanon“, *Bruce Cockburn* „Nicaragua“ und *The Special AKA* trat mit „Nelson Mandela“ für die Befreiung des südafrikanischen Farbigen ein, der seit 1962 als Oppositioneller der Rassistens-Regierung im Gefängnis sitzt. Eine US-Band, berühmt geworden durch ihr radikal-satirisches Programm, trägt politische Realität schon im Namen: „*Dead Kennedys*“. Und als zu Beginn des Wahljahres '84 eine große amerikanische TV-Station die Kandidaten der Demokratischen Partei vorstellte, empfahl sie ihren Zuschauern in subversiver Ironie, doch lieber für *Z. Z. Top* zu stimmen — eine Rhythm'n'Blues-Combo hoher Popularität.

In der Bundesrepublik sind die Accessoires gesellschaftlichen Engagements gleichfalls erkennbar, wenngleich so mancher Anarcho-Musensohn seine Marx-Interessen mit

⁵⁾ Single: *Do They Know It's Christmas?*, Mercury 880 502, 1984.

Mark(t)-Interessen vertauscht. Eine Popgruppe mit dem hintersinnigen Namen *Geier Sturzflug* hatte in diesem, unserem ... mit zwei Eigenschöpfungen Erfolg, zu deren Kernzeilen „Ja, jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt“ und „Besuchen Sie Europa — solange es noch steht“ es sich trefflich schunkeln ließ. Und damit sich der Ernst des Lebens und die Lebensfreude nicht ausschließen müssen, rief Nickel Pallat von der Gruppe *Nikel's Spuk* dem Bonner Regierungschef (damals noch Helmut Schmidt) zu:

Tanze, Kanzler Kanzler tanze
Tanz' auf dem Ball der Ignoranten —
mach dich schön
... Tanz' mit deinen Freunden aus der
Wirtschaft.

aber auch:

Tanz' mit jemand aus dem einfachen Volke
Komm' mal herunter von deiner Wolke⁶⁾

Sogar in den „99 Luftballons“ der Berliner Popband *Nena*, aufgestiegen zu einem sensationellen 2. Platz der US-Hitparade, glimmt politischer Anspruch:

99 Kriegsminister
Streichholz und Benzinkanister
hielten sich für schlaue Leute
witterten schon fette Beute
riefen: Krieg und wollten Macht

...
99 Jahre Krieg
ließen keinen Platz für Sieger
Kriegsminister gibt's nicht mehr⁷⁾

Anzeichen eines gewissen Nachdenkens über die Zustände an sich lassen sich schon vielfach in den Band-Namen aufspüren: *X-mal Deutschland* nennt sich da ein Ensemble, *Marie Deutschland* ein anderes. Man heißt oder hieß *Palais Schaumburg*, *Wolf Maahn* und die *Deserteure*, *Abwärts*, *DAF* (Deutsch-Amerikanische Freundschaft), *Ede und die Zimmermänner*, *Dunkelziffer*, *Einstürzende Neubauten*, *Interzone* oder auch *Der Eiserne Vorhang*. Die Ulkband *Crackers* überschrieb ein Album „BRDigung“. Das Rock-Kabarett *Schroeder Roadshow* (inzwischen nur noch *Schroeder*) titelte seine Langspielplatten „Anarchie in Germoney“ (1979), „Deutschland Deutschland“ (1982) und „Wir lieben das Land“ (1983). Ein verschämter Gesinnungswandel? Skepsis bleibt angebracht, auch wenn das

6) *Nikel's Spuk*: Ohne Titel, Schneeball 05.1027, 1981.

7) *Nena*: Ohne Titel, CBS 25 264, 1983.

83er Album auf der Rückseite die Musiker im Gemeinschaftsbett unter dem Bild des Alt-Präsidenten Carstens versammelt. Und so hört man dann im Song „Bonn bei Nacht“ folgende Worte:

Wer hat sich diese Stadt bloß ausgedacht
Bonn bei Nacht, das Licht geht aus
der Kanzler kennt sich nicht mehr aus
Bonn bei Nacht, der Mond verbrennt
im Dunkel weint ein Präsident

...

Politzombies — im Zentrum der Macht
hier hat schon lange — kein Kind mehr
gelacht⁸⁾

Womit wir den Schleier lüften: Deutsche Popkünstler meinen es nicht gut mit ihren Politikern. Ganz gleich welcher Couleur. Die Gruppe *Extrabreit* sang:

Ich will nicht in die
Freie Deutsche Jugend
ich will nicht in die CDU
Schießt die Raketen in die Sonne
und dann laßt mich in Ruh
ich will tanzen, tanzen, tanzen, tanzen
(„Laß die Kleinen in Ruh“)⁹⁾

und bestätigte damit den Jugendforschern und Sozialpsychologen erneut den seit langem konstatierten Hang zum Defätismus und Eskapismus:

Warum hast Du mich geboren?
Bevor ich da war, war ich schon verloren
Land der Henker — Niemandland
Das Paradies ist abgebrannt¹⁰⁾

So klagt eine Band mit dem mehrschichtigen Namen *Neue Heimat* in ihrem Lied „Sehnsucht“. Selbst die Sängerin Nena Kerner, gestaltgewordene Zuversicht und Unbekümmertheit, sieht ihr Dasein als „Tanz auf dem Vulkan“ (Songtitel). Mit ihrem Gitarristen Carlo Karges reimte sie:

Ich hör' wie drüben jemand schreit
zum letzten Atemzug bereit
die letzten Tag' sind gezählt
denn der Vulkan regiert die Welt¹¹⁾

„Vulkan“ steht für die Herrschenden in der Welt, für die Politiker. Sie gelten den Popkünstlern zumeist als anonyme Monster,

8) *Schroeder Roadshow*: Wir lieben das Land, EMI IC 064-65 066.

9) *Extrabreit*: Die Rückkehr der phantastischen 51, Metronome 0060.531, 1982.

10) *Neue Heimat*: Hautnah, EMI IC 064 1652271, 1983.

11) *Nena*: a. a. O.

machthungrig, zynisch, brutal, und sie sind bestenfalls komische Figuren:

Ein Pudding spricht im Bundestag,
dann schwabbelt er davon¹²⁾

beobachtete Ulla Meinecke im Song „Made in Germany“ (!).

Politiker sind den Pop-Kulturschaffenden Synonym für Bedrohung, und die Drohenden fühlen sich selbst bedroht:

Und der Regen
klatscht mir ins Gesicht,
wäscht die Autos ab
mit seinem Gift.
Während 'ne Kamera
auf dem Rathausdach
die ganze Szenerie auch
noch überwacht¹³⁾

(Wolf Maahn in „Rosen im Asphalt“)

Auf dem gleichen Album läßt Wolf Maahn die Politiker dann quasi aus der Rathaustür treten:

Da kommt 'n Landtagsfuzzi
mit'm Lacoste-Hemd an
Mehr Verständnis für die Jugend,
und er spielt den großen Mann¹⁴⁾

Noch gnadenloser springt in „Schattenkabinett“ das Folkrock-Trio *Ape, Beck & Brinkmann* mit unseren Volksvertretern um:

Wenn ich die schon seh auf dem
Fernsehschirm
Politiker und die, die uns verwalten
und durch ihre Sprüche nur die
Menschen verwirren
ganz schlecht wird mir von diesen
Gestalten
es wird langsam Zeit, daß wir selber
regieren
und wenn's mal nicht klappt, heißt es
weiterprobiern¹⁵⁾

Immerhin: Der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit ist brüchig, ein Hintertürchen für's Übungsgelände eventueller Regierungsversuche ist offengehalten.

Daß Bonn Schauplatz spezieller Geldtransfers ist, wurde 1984 allgemeiner Erkenntnisstand. Die, zugegebenermaßen, kommunistische, will sagen: DKP/SED-hörige Politrock-Forma-

tion *Floh de Cologne* hat sich schon 1970 darauf einen Vers gemacht:

Die oberen 10 000
sie haben Geld
und eine Lobby in Bonn
und einen Bundesverband der Deutschen
Industrie
und eine Regierung in Bonn
und sie finanzieren die Volksparteien¹⁶⁾

1974 ließen es sich die Kölner Flöhe nicht nehmen, einen Finanzier nachträglich in einer „Geyer-Symphonie“ zu Grabe zu tragen, dessen Name zehn Jahre später viel Freude in Bonn aufkommen ließ: Friedrich Flick. Die Trauer-Worte des damaligen Alt-Kanzlers Ludwig Erhard, auf der Platte im Originalton wiedergegeben, sind wohl der erste Beitrag eines deutschen Staatsmannes zur Rockszene seines Landes. Doch die geschmähten Politiker können aufatmen: Wenigstens diese Flöhe im Pelz gibt es inzwischen nicht mehr.

Im Ernst: Schwer haben sie's, unsere Volksvertreter, die würdevoll und mit Mühsal beladen ihres Amtes walten. Zum Gespött der niederen Künste werden sie gemacht, als Militaristen geschmäht, als machtgeile Vampire gezeißelt. Dies zumeist in einer Sprache, nein, in einem *Jargon*, der unserem Kulturerbe von Dichtern und Denkern Hohn spricht.

Und die Zunft der Rocker findet obendrein noch Beihilfe in den Medien. Rudi Carell ließ in seiner speziellen „Tagesschau“ den CDU-Fraktionsvorsitzenden Dregger das „Satisfaction“ der Rolling Stones singen. Und der nämliche Manipulator illustrierte Herbert Grönemeyers Erfolgslied „Männer“ in einem Video-Clip in despektierlicher Weise mit den Anlitzen deutscher Politiker. Ronald Reagan ließ er gar zu „Grönies“ Versen auf der Gangway zu seinem Flugzeug ausgleiten. Apropos: dessen exponierte Stellung in der Welt bringt es mit sich, daß er besonders häufig aufs Korn agitproperer Rockbeiträge genommen wird. Das schon vorgestellte Ensemble *Geier Sturzflug* leitete eine neue Single, Titel „Alle Amis singen Olala — featuring Ronnie“, mit dem bekannten derben Scherz des amerikanischen Präsidenten ein, der hier — ein zu alter Witz ist kraftlos wie zu leiser Hardrock — nicht mehr zitiert werden muß.

Ehrende Anerkennung ernten hiesige Politiker allenfalls bei Punk-Bands. So statteten die *Sluts* (= die Schlampen) auf ihrem Album

¹²⁾ Ulla Meinecke: Überdosis Großstadt, RCA PL 28404, 1980.

¹³⁾ Wolf Maahn: Irgendwo in Deutschland, ELECTROLA IC 066 14 6979 1, 1984.

¹⁴⁾ Ebd.

¹⁵⁾ Ape, Beck & Brinkmann: Die Träumer sind die Ersten, Pläne-FolkFreak FF 401013, 1984.

¹⁶⁾ Covertext Floh de Cologne: Fließbandbabys Beat-Show, Ohr OMM 56.000, 1970.

„Bäh!!!“ unter anderem einen „besonderen Dunk (sic.) für Inspirationen an F. J. Strauß (und) Helmut Schmidt“¹⁷⁾ ab. Nur der Ordnung halber seien einige Kompositionen dieser LP genannt: „Mir stinks“, „Atomkrieg“, „Verblöden“, „Scheiße“. Und der Gerechtigkeit wegen sei nachgetragen, daß der Herr Staatsanwalt diese und ähnliche Popwerke mit liebevoller Aufmerksamkeit bedenkt. Eine Beschreibung der Rückseiten-Grafik erwähnter Platte muß den ohnehin bereits höchstlichst indignierten Lesern dieser Zeilen unbedingt vorenthalten werden. Kaschiert in ausländischer Terminologie sei nur verraten: Hardcore, XXX-rated.

Nun weiß man, daß „Punk“ Schund, Mist und Dreck bedeutet — das richtet sich selbst und nicht die Politiker. Bedenklich aber ist, daß bereits anno '74 ein so kreuzbraver Sangesmann wie Reinhard Mey allen bankrotten, trottelligen, häßlichen, bestechlichen, faul und gefräßigen Mitbürgern nur einen Beruf empfahl, den des Staatsmannes. Mey schwärmte: „Was kann schöner sein auf Erden als Politiker zu werden?“ (Songtitel, 1974). Auszug:

Wer die Noten liebt, der mache Musik,
doch wer die Banknoten liebt, der mache Politik¹⁸⁾

Nein, von bestimmten Elementen der Unterhaltungsbranche haben jene nichts zu erwarten, die uns liebevoll die „Menschen draußen im Lande“ nennen. Da mag es ein Trost sein, wenn gelegentlich ein seriöser Künstler wie Roberto Blanco zum bayerischen Ministerpräsidenten sagt: „Wir Schwarze halten zusammen!“¹⁹⁾

So wird es noch lange dauern, bis sich Kanzler Helmut Kohl — damit wären wir wieder am Ausgangspunkt — bereitfindet, einer landeseigenen Popband staatliche Orden umzuhängen. So sich eine fände, dergestalt dekoriert zu werden. Ganz anders übrigens als der

Regierungschef im anderen Deutschland, der Herr Staatsratsvorsitzende und Erste Sekretär des ZK der SED, Genosse Erich Honecker. Heute im Reinen mit jenen Massenkünsten, die er noch 1965 auf dem 11. Plenum seiner Partei geschmäht hatte — Schwamm drüber! —, überreichte er erst kürzlich der auch bei uns hinlänglich bekannten Softrock-Kapelle *Karat* den Nationalpreis III. Klasse. Das wirbt in den einen Kreisen für *Karat*, in den anderen für Honecker.

Des Werbemediums staatliche Auszeichnung muß sich unser Kanzler entschlagen, da sich — das begreifen wir nun — kaum ein Opfer finden dürfte (zumal Kultur aus gutem Grund eh Ländersache ist). Als Trost dafür und für allen Schmach bleibt nur Unsterblichkeit. Hans Hartz aus Husum verteilte diese anlässlich einer rauhen Rockballade:

Was machen die Tischler
wenn kein Holz mehr im Wald ist

...

Was machen die Fischer
wenn kein Fisch mehr im Meer lebt
Was machen wir beide
wenn der Wind nur noch weht

...

Denn was bleibt sind die Politiker
Die reden und reden und reden und reden
Ja was bleibt sind die Politiker
Die reden und reden und reden ...²⁰⁾

So mag der Wald endgültig verkahlen, die Nordsee zu Dünnsäure/pur reifen — den eloquenten Herren in Bonn kommt nichts nahe, traut man den Popkreisen. Notabene: Frauen, von denen einige einem Ondit zufolge mitregieren, Politikerinnen nun werden von der rüden Rockpoesie in chauvinistisch-maskulinesker Weise nicht wahrgenommen. Empörend!

Als Götter auf dem Olymp also schweben die Herren allein weit über allen Wolken des sauren Regens. Was sie wohl dabei singen? Rocksongs sicher nicht.

¹⁷⁾ Sluts: Bäh!!!, Aggressive Rockproduktion (sic!) 08.1608, o. J..

¹⁸⁾ Single Intercord 28590-8, 1974.

¹⁹⁾ Branchen-Anekdote, Quelle nicht belegbar!

²⁰⁾ Hans Hartz: MorgenGrauen, Mercury 818 352-1, 1984.

Alles Theater? Auf jeden Fall viel Theater in Bonn

Obwohl die Demokratie in den westlichen Industrienationen im allgemeinen und die Bonner im besonderen zugleich Telepathie und Telekratie ist — also Herrschaft des Fernsehens und herrschen mit seiner Hilfe —, scheint vieles in einem Bonner politischen Jahr nach älteren Regeln, nach denen des Theaters, abzulaufen. Die Theaterbretter können die Welt bedeuten, aber die politische Welt ist selbst oft Theater. Die Theaterkritiker hatten 1984 ein Jahr zu beobachten, in dem es fast alle Gattungen zu besichtigen galt, vom Drama um den Rücktritt Lambsdorffs und den Sturz Barzels (nicht zuletzt über seine eigenen Stelzen) bis hin zur Schmiere des MAD gegen einen Vier-Sterne-General.

Es „durfte“ gelacht werden, denn Bonn hat genügend freiwillige und unfreiwillige Komiker. Nur an ausgesprochenem Stoff zur Tragödie fehlte es — Gott sei Dank. Damit blieb natürlich die Möglichkeit aus, daß wie nach einer griechischen Tragödie Spieler und Zuschauer eine Katharsis, eine Läuterung, verspüren können. Daß es, keine große Tragödie gab, heißt nicht, daß es keine traurigen Spiele gegeben hätte, mit Flick als Generalintendanten und von Brauchitsch als Regisseur eines von ihm „ausgestatteten“ Marionettentheaters. Marionetten hängen an Fäden, Flick wollte sie an die Leine legen — wöchentlich nachzuvollziehen im 19. Stockwerk des Langen Eugen, im Flick-Untersuchungsausschuß des Parlaments.

Auf der Bonner Bühne gibt es Staatsschauspieler und Komödianten, Polterer und Leisetreter, die mit dem großen Augenaufschlag, die gekonnt ihre Profile und ihre Zähne Zeigenden. Chargen und Charakterdarsteller, Komödianten, Intriganten, Autoren, Regisseure, Souffleure, Maskenbildner, Kostümschneider, Kulissenschieber, Beifall und Buh, Schminke und Maske, Dialoge und mehr Monologe, Simultanbühne, die im Bundestag und Bundesrat zur gleichen Stunde tagen, Fastnachtsspiele in den Landesvertretungen, Das stetig wiederkehrende Sommertheater. Das Auswechseln von Bonner Spielern als Gäste auf den Wanderbühnen in der Provinz, Prozessionsspiele bei Demonstrationen und im-

mer wieder Illusionsbühnen. In diesem Staatstheater gibt es dauerhaft Wiederkehrende und vergleichbar improvisierende Stegreiffiguren, wie in der alten Comedia dell'arte.

Solch ein die Sprache jederzeit beim Wortnehmender Harlekin könnte beispielsweise hervorragend von Norbert Blüm gegeben werden, der seine Kommentare zum Bonner und zum Weltgeschehen gemäß seiner Sprachmelodie auch in einer der Gestalten der hessischen Nationalkomödie, des Datterich, darstellen könnte. Naturgemäß liegt den Oppositionspolitikern ein anderer Zug des Harlekin näher, nämlich alles zu glossieren und herunterzumachen oder, wie der Bremer Abgeordnete Waltemathe in seinem Jahresrückblick schrieb, „die Darsteller abzuschminken, während die Vorstellung noch läuft“. Das stimmt. Aber die SPD muß bei sich selbst noch viel abschminken. Aus der Comedia kommt auch der Pantalone, der geizige Kaufmann, er wäre hervorragend mit Finanzminister Stoltenberg zu besetzen, und der pseudowissenschaftliche, mit angelesenen Brocken um sich werfende Dottore. Ja, da hätte jeder Regisseur in Bonn eine Riesenauswahl aus dem Heer der Assistenten und Beamten, dem der Bildungspolitiker und Politologen oder wie es Waltemathe ausdrückt: „An vielen Politikern ist zu bewundern, daß sie für ihre Sprachlosigkeit über einen tollen Wortschatz verfügen.“ Waltemathe hat auch etwas zu den Gagen des Staatstheaters notiert. Er meint damit nicht die als Gehalt zu versteuernden 8 000 Mark aller Abgeordneten und die entsprechend höheren Gehälter der Parlamentarischen Staatssekretäre und Minister, die indes alle weniger bekommen als vergleichbare Stars in der Wirtschaft. Aber warum soll es ihnen anders gehen als ihrem Publikum. Auch unter den gewöhnlichen Sterblichen gibt es viele, die mehr bekommen als sie verdienen und andere, die mehr verdienen als sie bekommen. Waltemathe hält ironisch fest: Helmut Schmidt 20 000 Dollar pro Vortrag, Rainer Barzel 20 000 Mark pro Stunde.

Nicht nur die Figuren, Abläufe, Stilmittel — auch der seit der Antike herausgebildete Theaterbetrieb ist im Bonner Staatstheater

wiederzuerkennen, das sich selbst zwischen der Teilnahme am Welttheater und der Eingelung in einer Provinz hin- und hergerissen fühlt. Die Stoffe aller Zeiten kehren ebenfalls wieder. Zwar gebricht es der Bonner Bühne, von wenigen bekannten Ausnahmen abgesehen, an Heldinnen wie an Schurken, um Königsdramen von Shakespearschem oder Schillerschem Ausmaß inszenieren zu können. Von Brauchitsch ist kein Jago und Flick nicht Richard III. Liebesdramen auf der Höhe von Romeo und Julia sind ebenfalls selten. Eher wird hier Romeo und Julia auf dem Dorfe inszeniert, beispielsweise mit Brandt zu besetzen.

Jean Claude Riber, der Generalintendant der wirklichen Bonner Bühnen, könnte also mühelos ein Prominententheater zusammenbekommen. Für die Minna von Barnhelm den ostpreußisch redenden Herrbert Ehrenberrch als Major Tellheim, die CSU oder die bayerische SPD für Filser-Stücke, Mischnick und Genscher für sächselse Aufführungen des „Raubs der Sabinerinnen“. Kohl in einem populistischen Volksstück vom zuckmayerischen Schläge wie dem „Fröhlichen Weinberg“. Aber neuerdings auch als eifrig im Welttheater sich umsehender Staats- und Stargast. 1984 hielt er nicht nur die Hand Mitterrands bei der symbolischen Versöhnungs-Erneuerungsgeste (Wenn das die Agenten des MAD gesehen haben! — Von wegen Männerfreundschaft!). Er war in den USA, in China, in Pakistan, in Lateinamerika, in Ungarn, Spanien, Portugal, Israel und Belgien.

Da sage noch einer, dies sei Provinztheater oder wie ein englischer Kritiker nach dem Wechsel von Schmidt auf Kohl geschrieben hatte: ein Großer sei gegangen, ein Langer gekommen. Man wird sehen. Und sie kamen zu ihm, Ceausescu und Mubarak, die westlichen Freunde und Nachbarn, aber auch der Gast aus Südafrika, dem man zur Vorsicht rasch einige Requisiten von der Bühne räumte, zum Beispiel das unbequeme Sofa, auf dem die Staatsschauspieler Rhabarber-Rhabarber zu murmeln scheinen, wenn sie für die jeweiligen Theaterzettel fotografiert werden. Genschers Gastspiele in aller Welt aufzuzählen, würde den Rahmen sprengen, und auch der Oppositionsführer Vogel fliegt gern aus. Der weiland politische Burgschauspieler Kiesinger hat wohl nicht geahnt, was er verursachte, als er den Staatsschauspielern zurief: „Ich sage nur China, China, China.“ Jetzt waren sie schon fast alle dort — Riber auch, und dem-

nächst wird die Bonner Oper wirklich Welt- ruhm haben, zumindest im Fernen Osten.

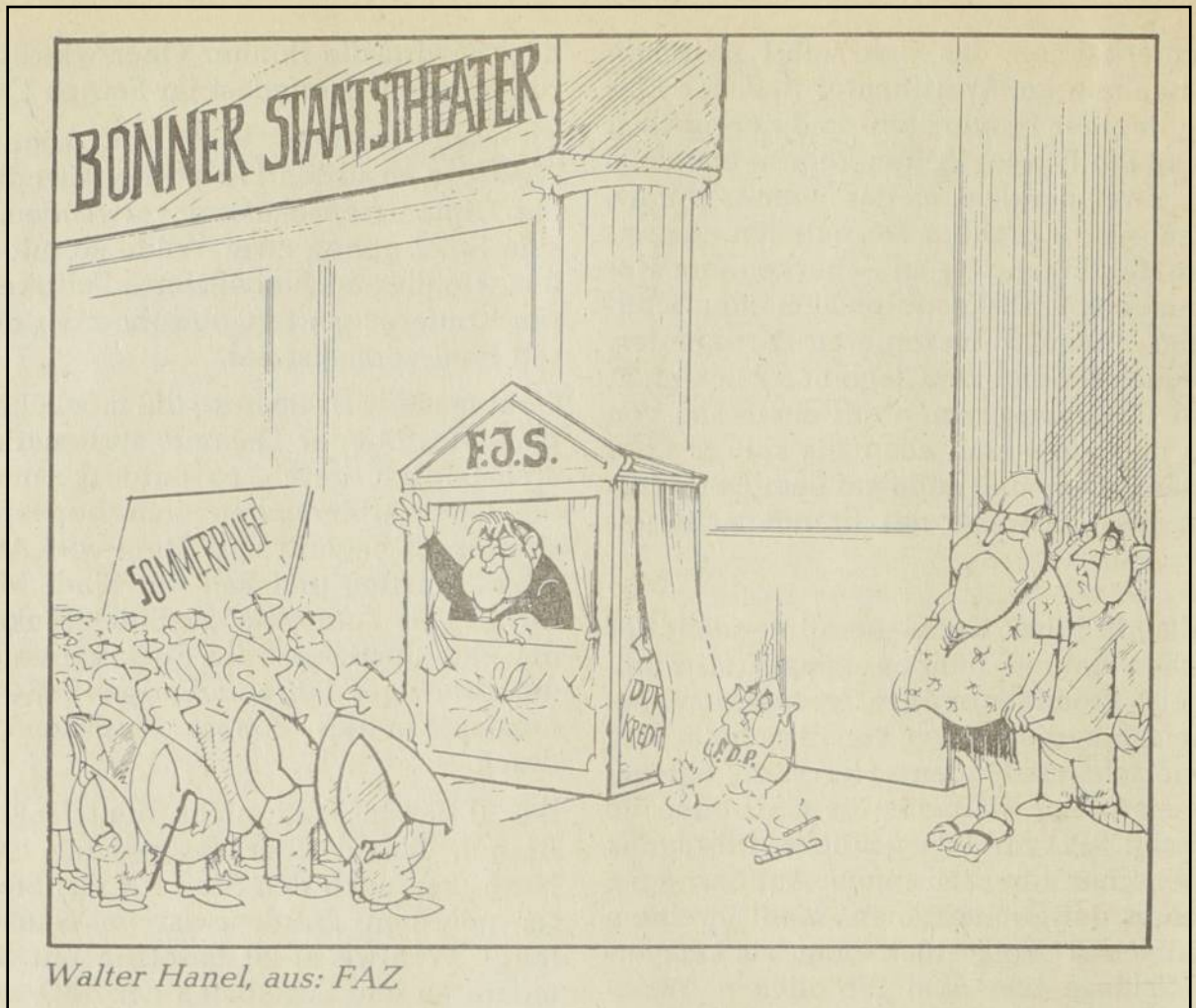
Zu den Stoffen: Vielleicht könnte man Nestroys absurden Häuptling Abendwind für die Diplomatschulung verwenden. In diesem Spiel gehen zwei Wilde so miteinander um, wie dies auch zivilisierte Politiker auf ihren Konferenzen tun, obwohl einer des anderen Frau verspeist hat.

Geht man als Dramaturg die möglichen Spielpläne des Bonner Theaters systematisch, also alphabetisch, durch, so entdeckt man rasch die Querverbindungen zum Bonner Staatstheater. Es beginnt mit Titeln wie „Amnestie“ oder „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“. Es gibt „Amnestie“ als Stück Finkelnburgs um eine Justizkrise im Spätexpressionismus der zwanziger Jahre und es gab 1984 die Amnestieposse der Bonner Koalition. Sie fiel durch.

Bei B fände man nicht nur „Helden“ wie Brandt, Barzel oder Bangemann. Nein, da hätte man auch den Stoff für das Staatstheater mit dem „Bruderzwist im Hause Habsburg“. Wahlweise zu besetzen mit Sozialdemokraten und Sozialisten der SPD, noch eindrucksvoller aber mit Kohl und Strauß als Verkörperung der Bruderzwiste im Hause der Union.

Bei D versammeln sich in Bonn Damen und mancher Don Juan, vor allem aber denken die Regierenden wie Opponierenden mit Sehnsucht an den Deus ex machina, jenen Gott aus der Maschine, der im letzten Augenblick Katastrophen und Tragödien doch noch abwenden kann, wie Mikat mit den Versöhnungsbriefen zwischen General Kießling und Verteidigungsminister Wörner. Da kommen die Kräfte des Dionysischen zum Zuge, wird alles wieder einmal wie auf einer Drehbühne durcheinandergewirbelt, und sei es vom Druckfehlerteufel und anderen Dämonen, die bei einem SPD-Papier aus Wertewandel „Wertehandel“ machten.

So könnte man das Alphabet des wirklichen Theaters von A bis Z durchforsten und immer wieder Spiele finden, die so zu inszenieren wären, als seien sie extra fürs Bonner Staatstheater geschrieben worden. Gustav Freytags „Journalisten“ zum Beispiel, in dem der Schmock sowohl links als auch rechts schreiben kann. Oder im Blick auf die Grünen „Frühlingserwachen“. Andere sehen sie als „Biedermann und die Brand(t)stifter“. Sie nahmen ihre Männer in die „Schule der Frauen“, fragten bei den anderen Fraktionen nach der



Walter Hanel, aus: FAZ

dortigen Körpersprache, machten aus einem Triumvirat ein Emanzipat. Und alle zusammen, von den Grünen über die Blau-Gelben bis zu den Roten und Schwarzen, spielten mit in den „Komödien der Irrungen und Wirrungen“. Aber warum sollten die Staatsschauspieler besser sein als ihr Publikum, ihre Beifallsender und Kritiker, ihre zahlenden und nichtzahlenden Zuschauer. Alle zusammen, die gesamte Republik, könnte sich bewerben für die Besetzung der Hauptrolle in Molières „Der eingebildete Kranke“.

Das Bonner Welttheater ist von seiner Stimmung her zu oft Weltuntergangstheater. Deshalb schrieb ein Bonner Theaterkritiker ein Buch „Fürchtet Euch nicht. Von Kanzlern und Komödianten, von Parlamentariern und Vaganten, von Menschen und Leuten im Staatstheater Bonn.“ Da wollte der Alt-Bundeskanzler Schmidt wissen, da er nicht mehr Kanzler sei, unter welche Kategorie er falle. Am liebsten wären ihm die Menschen und Leute. Der Rezensent schrieb zurück, sein Buchtitel wolle nicht suggerieren, daß Kanzler keine Komödianten und Parlamentarier keine Vaganten sein können. Aber Schmidt gehörte schon während seiner Amtszeit durchaus zu den Menschen und Leuten. Und der andere Kunstrichter über den politischen Theater-

betrieb schrieb gar ein Tagebuch „Gnadengesuch für Bonn“. Bonn hat es nötig. Und ist dennoch besser als sein Ruf. Der ist freilich noch nicht so ruiniert, daß das Staatstheater die Spruchweisheit für sich anwenden könnte: Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's völlig ungeniert.

Vieles stürzt von draußen auf diese kleine Bühne. Zwar waren die Streiks der IG Druck (für manchen Journalisten in jenen Tagen „Alpdruck und Zensur“) und der IG Metall noch nicht von der Düsternis der Hauptmannschen „Weber“. Aber die Arbeitskämpfe waren zugespitzt genug, so daß endlich wieder einmal eine glückliche Natur wie Georg Leber, der Maurer, der Minister wurde, zur Hauptrolle seines Lebens zurückfinden konnte: Brückenbauer zu sein. Mit ihm war eine der Hauptrollen des verflossenen Jahres ausgezeichnet besetzt: Der Schlichter.

Das Bonner Theater hat, abgesehen von wirklichen Ereignissen und den wenigen Haupt- und Staatsaktionen, einen fest geplanten zeitlichen Ablauf. Es beginnt meistens zu Weihnachten oder Neujahr mit solistischem Zimmertheater: die Großen der Republik verkünden über das Fernsehen ihre Weihnachts- und Neujahrsbotschaften. Das sieht so aus, als seien sie wirklich da, „Live“, wie das heute

heißt. Aber es sind fast immer Konserven. Meistens sind diejenigen, die etwas „in Bonn“ erklären, dann gar nicht in Bonn, was wiederum einen theatralischen Aspekt der Medienpolitik aufzeigt. Denn Medien waren im alten Schauertheater Wesen, die Erscheinungen herbeilocken konnten, die in Wirklichkeit nicht da oder an anderen Orten sind, was erklärt, warum die Medienpolitik etwas so Gespöntisches an sich hat. In den Wintermonaten übt man sich im üblichen Repertoire. Dabei zieht es immer wieder einige mit Macht auf die heimischen Bühnen. Die CSU vor jeder Fraktionssitzung der Union in ihr „Haus Vaterland“, die bayerische Landesvertretung, die Kanalarbeiter der SPD in ihren „Kessenicher Hof“, die Grünen und die Linken ins Lokal „Provinz“: Bonner Theater auf Vorstadtbühnen.

Zugleich beginnt die Serie der Bonner Feste, bei denen die elf Landesvertretungen miteinander wetteifern, wer hübscher das „Sehen und Gesehenwerden“ oder manchmal „Das große Fressen“ inszeniert. Gelegentlich spielen die Staatsschauspieler wirklich Theater: die bayerischen Abgeordneten, oder Michaela Geiger von der CSU und Freimut Duve von der SPD bei den Bonner Musikfreunden. Unter diesem Aspekt ist der Bundestag ein „Talentschuppen“. Der FDP, die auch in diesem Jahr in ständiger Todesfurcht lebte und deshalb besonders leicht zur Karnevalsstimmung übergehen kann (carne vale — fleischliche Existenz, lebe wohl!), dichtete der Fraktionsdichter Friedrich Neuhausen und der Parlamentarische Geschäftsführer Klaus Beckmann ein veritables Karnevalslied. Zu singen nach der Melodie „Es war im Böhmerwald“. Der Refrain auf die Strophen, die sich, wie es sich gehört, ums Essen, ums Trinken und um die Liebe drehen, lautet:

Ja dat Formaldehytt
von demm Chemie-Komplott —
wenn da nix anners kütt,
dann send mer all kapott.

Der Höhepunkt ist dennoch meistens das Sommertheater, weil die Bonner Sommerzeit eine spezifische Zeiteinteilung der Politiker ist, die sich allerdings von der allen Bürgern auferlegten Sommerzeit weniger unterscheidet, als auf den ersten Blick zu vermuten wäre. Denn in der einen wie in der anderen künstlichen Zeiteinteilung geht es darum, das

Sonnenlicht zu überlisten, die Stunden anders zu zählen, als die Sonnenuhren anzeigen würden — alles wie in der Politik. Im bürgerlichen und bäuerlichen Leben hat es zur Folge, daß der Milchrhythmus der Kühe durcheinander gerät und die kleinen Kinder abends um die Einschlafstunden feilschen, was die allgemeine Reizbarkeit erhöht. Ähnlich ergeht es in der Bonner Sommerzeit den Haupt- und Nebenrollen des Sommertheaters: Die Politiker streiten sich wortreich, wie dunkel oder wie hell es wirklich sei, oder was die Stunde geschlagen habe. Wobei die Koalitionspolitiker, gleichgültig welcher Koalition, sagen, es sei in Wirklichkeit fast noch hell, während die der Opposition, gleichgültig welcher Partei, dumpfen Donner über die Bühne rollen lassen: Nein, es sei schon duster, zappenduster, für dieses unser Land. Und dann werden Vorschläge und Gegenvorschläge zwischen Koalitions-„Freunden“ hin und her gewendet und jede Koalition fühlt sich dann an den Sommernachtstraum von Shakespeare erinnert, indem man mittels eines auf die Augen geträufelten Zaubertranks einen häßlichen Esel zum begehrten Liebesziel machen kann. Und so denken sie heimlich alle wie bei Shakespeare übereinander in jeder Koalition, sei sie sozialliberal, die der Mitte oder rotgrün: „Dem schlechtesten Ding an Art und Gehalt leiht Liebe dennoch Ansehen und Gestalt.“ Nach dem Sommer gehen die Stücke in Serie für die Herbst- und Winterspielzeit. Wen wundert es da noch, wenn angesichts solcher Spiele einmal das Kanzleramt zu einem Fest ins wirkliche Bonner Stadttheater einlud, wobei in den Hecken und auf dem Rasen die politischen Akteure so gezeigt wurden, wie sie manchmal in Wirklichkeit sind: Masken und Puppen aus Pappmaché. Drinnen durften die Bonner Pressesprecher, was sie sonst nicht sollen: Sie machten selbst Theater. Es war ein schaurig-schönes Stück „Bertha vom Drachenfels“.

Aber das Bonner Theater hat viel Konkurrenz. Oft ist es sich selbst im Wege. Es steht in der Gefahr, sein zahlendes Publikum zu vergraulen. Dennoch ist dieses Theater weit aus erträglicher, als es ein Moskauer Bolshoi-Ballett wäre oder es die gigantischen Inszenierungen Hitlers waren. Damals wurde aus einer zunächst belächelten Burleske ein Trauerspiel, entstand die Tragödie ganzer Völker. Zu jenem Staatstheater hätte keiner schreiben können „Fürchtet Euch nicht“.

Sport und Politik im Olympiajahr — Ein Rückblick

Das Ausmisten eines altgriechischen Kuhstalles unter Zuhilfenahme eines umgeleiteten Flußlaufes führte bekanntlich (!?) geradewegs zur Gründung Olympischer Spiele. Aus der Sicht betrachtet, die uns Ende des zweiten Jahrtausends möglich wird, ist der arbeitsaufwendige Vorgang der Stallreinigung weiter nichts als ein Sinnbild; aufgeklärte Olympiastudienforscher kommen deswegen zu dem logischen Schluß, daß es die symbolhafte Darstellung eines politischen Ereignisses gewesen sein muß, welches hier beschrieben wird: Apollo („der Reine“, „der Strahlende“) geriet auf Grund unseliger Verstrickungen vor einen Untersuchungsausschuß, der sich angelegentlich mit seinen aus dubiosen Quellen stammenden Einkünften beschäftigte. Um hiervon abzulenken (Brot und Spiele!), schuf Apollo (Gott der Jugend) dieses Spielfest. Es gelang ihm später, die verbotenen Zahlungen durch eine Amnestie zu legalisieren; dieser Tatbestand ist durch das Faktum bewiesen, nach dem Olympiasiegern die Annahme von Goldgeschenken im Lauf der Zeit erlaubt wurde.

Diese Einführung in die Thematik ist notwendig, um die breite Skala politischer Parallelen verständlich zu machen, die auch den Olympischen Spielen der Moderne anhaftet. Der französische Baron de Coubertin (1863—1937) hatte keineswegs die Einführung eines weltweit interessierenden Sportfestes im Sinn, sondern eine Besinnung der Jugend seines Landes auf Werte, die nach einem verlorenen

Krieg (1870/71) abhanden zu kommen drohten; als da sind: Patriotismus, Regierungsgläubigkeit, körperliche Ertüchtigung im Sinne von ‚einem gesunden Geist‘. Im engsten Sinne also Kulturpolitik, die immer ein Teil der Innenpolitik ist. Ein Rückblick auf das Olympische Jahr 1984 kann also nur relevant sein, wenn man seine Gliederung so vornimmt, daß die verschiedenen Aspekte in ministerielle Ressorts aufgeteilt werden. Gewisse Überschneidungen sind dabei unumgänglich. Sie ergeben sich aus der Internationalität des Ereignisses. Zur Erläuterung: Das Auftreten eines beispielsweise deutschen Athleten in den USA ist von uns aus gesehen ein außenpolitischer Vorgang — für einen Menschen, der in Los Angeles lebt, aber die reinste Innenpolitik. Daraus ist zu schließen, daß der jeweilige Beifall aus den verschiedenen Ressorts im Falle des Erfolges immer zu Recht gespendet wird. Selbst das Glückwunschtelegramm des Verteidigungsministers an einen schnellschwimmenden Rekruten findet hier seine Erklärung. Man sollte in diesem Zusammenhang auch die Wichtigkeit des Sportausschusses im Bundestag nicht vergessen: Seine Mitglieder, die bei derlei Gelegenheiten immer wieder gern gesehene Gäste sind, gelten in ihren schmucken Trainingsanzügen mit dem Bundesadler auf der Brust als echte Repräsentanten unseres Staates, die sich auch nicht zu schade sind, einmal jene Schuhe zu testen, in denen unsere Sportler ihrer ernstesten Aufgabe nachgehen.

Die kulturpolitische Sicht

„Der Sieg im Sport ist die Sahne auf den Erdbeeren.“

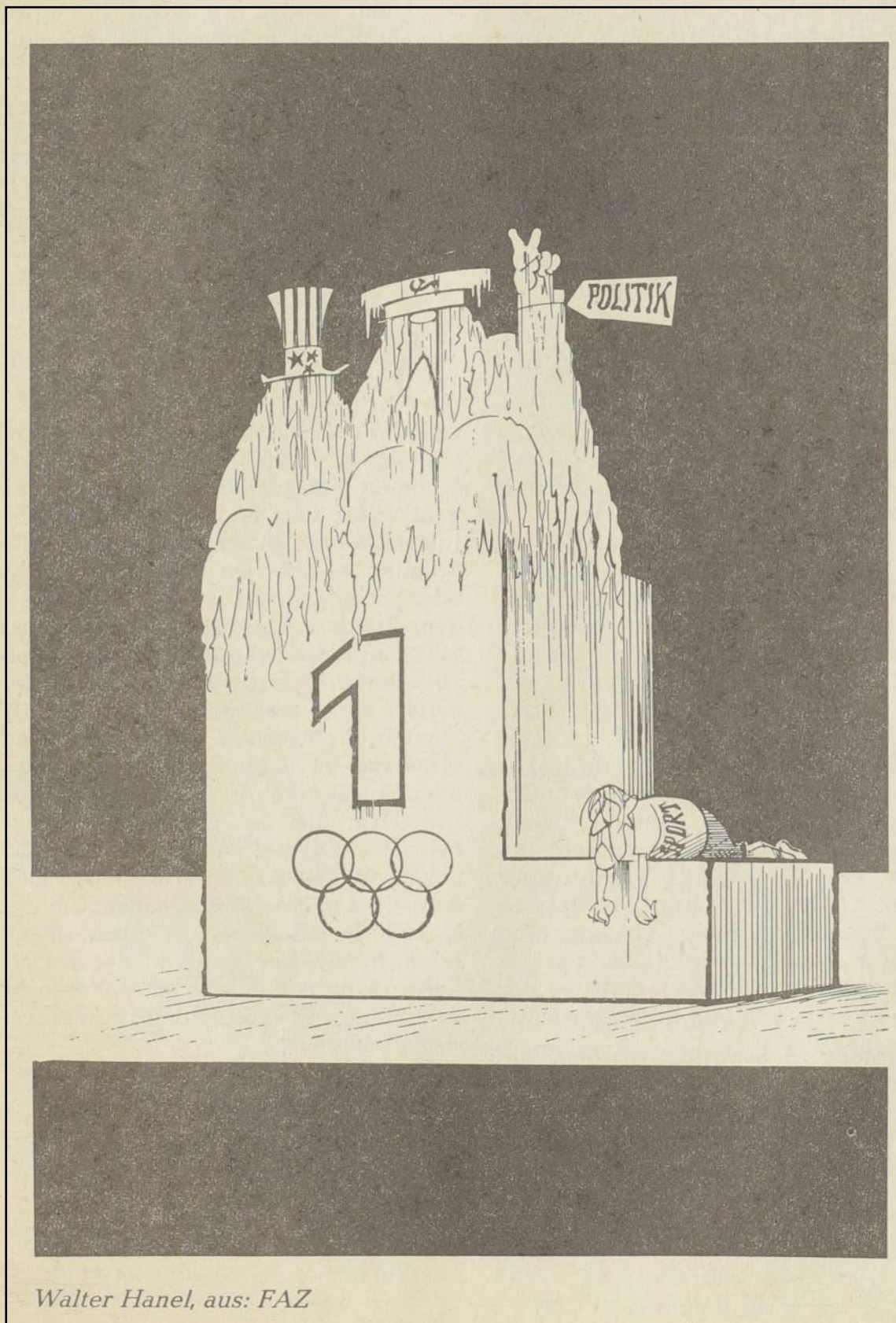
John F. Kennedy

Da die Erringung von Rekorden und Medaillen aus kulturpolitischer Sicht als höchst zweifelhafter Tatbestand anzusehen ist, möchten wir uns hier auf jene Zeremonien beschränken, die zu Beginn und zum Abschluß der Spiele stattfinden. Hier allein bleibt dem Gastgeber die Möglichkeit folklo-

ristischer Dramaturgie. (Beim Hundertmeterlauf ist das nicht möglich — beim Boxen wurde es in Los Angeles versucht, fand international aber nur wenig Anklang.) Gewisse Musik-Liebhaber mögen zwar Gershwin's „Rapsodie in Blue“ an zweiundneunzig Flügeln als Höhepunkt der Kultur angesehen haben; bei näherer Betrachtung muß der sorgsame Beobachter aber die einleitende Flugvorführung höher einschätzen. Jener kühne

Mensch, der sich über eine sinnvolle Düse am Gesäß flätierend ins Stadion bewegte, muß nicht nur als Ausdruck schöner Technik gesehen werden: Er demonstrierte die Träume der Menschheit nach Freiheit und Unabhängigkeit — jenen Dingen also, die als Boden der Kunst unumgänglich sind. Er gab uns weiter-

hin einen Blick in eine herrliche Zukunft: Wann wird das Internationale Olympische Komitee einen Wettbewerb dieser Art endlich in sein Programm aufnehmen? Es war nur bedauerlich, daß diese Exhibition zeitlich begrenzt blieb — kein Flatus dauert länger als zwanzig Sekunden.



Walter Hanel, aus: FAZ

Die innenpolitische Sicht

„Sport ist wichtig als Faktor der Gesundheit, denn nur der gesunde Mensch vermag seinen Arbeitsplatz auszufüllen.“

Eberhard von Brauchitsch

Die innenpolitische Komponente Olympischer Spiele in Los Angeles darf in diesem Falle nur aus der Perspektive des Gastgebers betrachtet werden. Da dieses dem Autor aus begreiflichen Gründen (Geburtsort, Paß) kaum möglich ist, zitieren wir einen Kommentar, den die Fernsehstation ABC am Abend des 8. August 1984 sendete: „Good Evening Ladies and Gentleman. Es ist mir eine Freude, eine Stimmung in unserem Lande willkommen zu heißen, die wir seit zehn Jahren nicht mehr

spürten. Vor zehn Jahren, als Präsident Nixon seinen Rücktritt bekanntgab, hat unser Land seinen Patriotismus verloren. Jetzt ist er wieder da — willkommen in unserem Land, Patriotismus! Wir verdanken diese Tatsache nicht Mr. Reagan und auch nicht Mr. Mondale, sondern allein unseren tapferen Athleten, dort in Los Angeles. Sie haben dafür gesorgt, daß es wieder möglich ist, Patriotismus zu spüren und zu zeigen. Wir müssen ihnen dafür dankbar sein — für ihre Tapferkeit, für ihren Einsatz, für ihren Erfolg. Danke also allen jenen, die dort für unser ganzes Land kämpften, für unser schönes großes Land, Welcome back, patriotism — welcome back in the home country!“

Die verteidigungspolitische Sicht

„Der positive Teil der physischen Erziehung ist die Kultur.“

Immanuel Kant

Die bereits in der Einleitung erwähnte Glückwunschartik des (west)deutschen Verteidigungsministers an einen schnellschwimmenden Rekruten darf hier lediglich als Marginalie betrachtet werden. Weitaus wichtiger und damit vernünftiger ist beispielsweise ein Werbespot gewesen, den die olympiamäßig monopolisierte Fernsehstation ABC in einer Pause des Semifinals des Boxturniers in Los Angeles ausstrahlte: Ein Panzer durch ein Gelände brechend — schöner Kameraschwenk über das Geschützrohr — fröhliche Soldaten winkend — ein Flugzeug, Fallschirmjäger streuend — ein Schiff der Marine, entzückend gegen den Sonnenuntergang — dann eine Stimme „Join the army“. Anschließend setzte sich die körperliche Auseinandersetzung der Boxer fort — es war wohl im Mittelgewicht.

Nur außerordentlich böswillige Kritiker haben hier ihre Stimmen erhoben — sie dürften kaum fähig sein, Zusammenhänge zu erkennen, die in der kürzeren Geschichte Olympias unübersehbar sind. Seit Jahrzehnten nämlich

ist es so, daß vor allem auch aus den sozialistischen Staaten viele erfolgreiche Sportler gekommen sind, die im Privatberuf Unterleutnants oder Oberfeldwebel waren. Aber was tun sie denn? Sie schwimmen jeden Tag acht Stunden — oder sie laufen die gleiche Zeit, oder springen, oder werfen! Ergo: Sie dienen dem Frieden, weil sie gar keine Zeit haben, etwas anderes zu tun, als ihrem Athletentum zu fröhnen. Derartiges hat sich nun mehr und mehr auch in monopolkapitalistisch regierten Staaten durchgesetzt. Der anzustrebende Idealzustand ist demnach also weltweit insgeheim längst erkannt: Alle Soldaten werden zu Sportlern, die bei großen Meisterschaften oder eben Olympischen Spielen ihre im Solde der jeweiligen Armee erworbenen Geschicklichkeiten nachzuweisen haben. Um sich auch einmal einen Scherz zu erlauben: Die Olympischen Spiele werden so in der Tat zu einer Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln; eventuelles Boykottdenken schließt sich da von alleine aus.

So gesehen erhält der Werbespot der US-Army während des Box-Turniers durchaus seine friedensfördernde Komponente.

Die wirtschaftspolitische Sicht

„Und ihre Rücken knackten vom Druck der trotzigten Hände, eng gepreßt, es perlte der Schweiß der beiden zu Boden.“

Homer

Den Organisatoren der Olympischen Spiele in Los Angeles ist vor allem eine gewisse Geschäftstüchtigkeit zum Vorwurf gemacht worden, die sich schließlich auch ansteckend auf Parkplatzvermieter sowie die Verkäufer köstlicher ‚Hamburger‘ und ‚Hot Dogs‘ auswirkte. Nicht beklagt haben sich allerdings eben jene Verkäufer und Vermieter, denen man beispielsweise für einen Parkplatz pro Tag hundert Dollar entrichtete. Daraus schließen wir, daß die freie Marktwirtschaft ein richtiges System ist, bei dem sich der Preis nach Angebot und Nachfrage richtet. Wie inzwischen errechnet wurde, blieben den Organisatoren runde einhundertfünfzig Millionen Dollar übrig — ein Beweis für die Richtigkeit der marktwirtschaftlichen These auch bei Olympischen Spielen.

Da Wirtschaftspolitik nur einen Sinn erhält, wenn sie in die Zukunft gerichtet ist, müssen wir den Blick auf die Spiele des Jahres 1988 im koreanischen Seoul richten. Die mehrfach genannte Fernsehstation ABC will die Lizen-

zen höher bezahlen, wenn sich die Sportler bereiterklären, ihre Startzeiten mit den Hauptsendezeiten in den USA abzustimmen. In diesem Fall liegt der Preis bei rund einer Milliarde Dollar. Wenn man aber eigensinnig darauf besteht, etwa den Hundertmeterlauf nachmittags um halb fünf koreanischer Zeit stattfinden zu lassen, könnte es geschehen, daß ABC nur die Hälfte bezahlt. In diese Diskussion haben sich seit einigen Wochen nun ausgerechnet jene Menschen eingemischt, denen ein Mitspracherecht kaum zuzugestehen ist — die Sportler und einige ihrer Anführer nämlich. Der ganze Vorgang kann als Beispiel für die fehlgeleitete Interpretation der Mündigkeit angesehen werden: Wo käme man hin, wenn man diesen immerhin wichtigen Punkt der Organisation in die Hände dieser amateurhaften Minderheit gibt?! Den Interessen von rund achttausend Athleten stehen jene von mehr als tausend Millionen Zuschauern an den Bildschirmen gegenüber! Aus Gründen der Wirtschafts- und Finanzpolitik ist nur zu hoffen, daß das Internationale Olympische Komitee hier hart bleibt. Es ist letzten Endes auch eine Frage der Ethik, die schon immer zu den Grundprinzipien des Olympismus gehörte.

Die gesundheitspolitische Sicht

„Ich war auch ein Fußballspieler.“

Helmut Kohl

Der eigentliche Wert Olympischer Spiele liegt weder in der Teilnahme (eine Behauptung, die Coubertin zugeschrieben wird, in Wirklichkeit aber vom Bischof von Pennsylvania stammt), noch in der Erringung von Siegen (siehe Verfassung der DDR — aber nur bei Systemantipoden). Der eigentliche Sinn liegt im Gesundheitspolitischen und in der Erhaltung der pharmazeutischen Industrie, was dann übergreifend aber eher dem Wirtschaftspolitischen zuzuordnen ist; wir wollen uns deshalb allein der Gesundheit (engl.: health) zuwenden.

Um schnell zur Sache zu kommen: Auf vielen Gebieten der Medizin ist es leider immer noch notwendig, zu Tierversuchen zu greifen, wenn Medikamente ausprobiert oder andere

Forschungen vorgenommen werden. Bei Olympischen Spielen aber ist die Möglichkeit gegeben, dort zu experimentieren, wo das Experiment einen Sinn hat — beim Menschen. Als herausragendes und populäres Exempel ist das Mittel Dianabol zu nennen: Die Medizin wäre auf dem Gebiete der Muskelbildung noch Jahrzehnte zurück, wenn es nicht das weite Experimentierfeld der Stadien gegeben hätte. Ähnliches läßt sich auch für die Endokrinologie (Drüsen- und Hormon-Kunde) nachweisen: Das Stoppen des Wachstums (als Märchen schon bei G. Grass — Oskar Matzerath) bei einer vierzehnjährigen Turnerin ist schließlich auch volkswirtschaftlich interessant: weniger Kleidung — weniger Nahrung — weniger Platz: ein pflegeleichtes Kind. Die Verkürzung des inneren Beines bei einem Kurvenläufer hat der Chirurgie enorme Erkenntnisse gebracht, die ohne den

praktischen Versuch bei Olympia kaum möglich gewesen wären; ganz abgesehen von den neun Hundertstelsekunden, die das auf hundert Meter einbrachte. (Es bleibt zu hoffen, daß der Weltverband der Leichtathleten an der bisherigen Regelung festhält, nach der immer linksrum gelaufen wird.) Die anale Gaszufuhr, die der Schwimmverband seinen

Sportlern bereits 1976 (Montreal) angedeihen ließ und eine enorme Verbesserung des spezifischen Gewichts zur Folge hatte, wurde ja leider durch eine Explosion beendet. Wie man hört, wird auf diesem Gebiete jedoch weiter geforscht, obgleich die Schwimmwesten-Industrie aus begreiflichen Gründen dagegen ist.

Die außenpolitische Sicht

„Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Friedrich Schiller

Der bekannte deutsche Kaufmann und Reiter Josef Neckermann hat einmal gesagt, daß das internationale Ansehen eines Landes auch davon abhängig ist, wieviel Erfolge im Sport errungen werden. Damit ist ohne Zweifel erklärt, warum Bürger der Bundesrepublik Deutschland im August 1984 überall in den Ferien so achtungsvoll behandelt wurden: Es lag an Ulrike Meyfarths Sieg im Hochsprung und an den Goldmedaillen von Michael Groß, sowie an der Tatsache, daß Peter Angerer so hervorragendes in einem Lauf- und Schieß-Wettbewerb leistet, und Franz Wembacher/Hans Stangassinger das Doppelsitzer-Rodeln für sich entschieden. Dieses stolze Wissen verleiht jenes Selbstbewußtsein, welches uns in Mallorca den Ruf der still-würdigen Kurgäste eintrug, oder auch die Überlegenheit, die wir mit Recht unseren ausländischen Mitbürgern gegenüber empfinden. Olympische Spiele also als Schaufenster von diesem unserem Lande (kurz: Dula) nach außen — oder durch die Entsendung unserer Athleten in die Fremde, wo sie durch ihr Auftreten und ihre

Erfolge das Bild des Staates vermitteln (z. B. Fußballweltmeisterschaft '82). Unsere wohlmeinende Unterstützung sollte deshalb ohne Einschränkung jenem Spitzensportausschuß gelten, der nach den Spielen 1980 in Moskau, an deren Teilnahme unsere Athleten leider verhindert waren, der staunenden Welt vorrechnete, daß wir eigentlich den dritten Platz der Medaillenwertung (48 Stück) erreicht hätten, wenn wir teilgenommen hätten. Eine Rechnung übrigens, die das Außenhandelsministerium der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken davon überzeugte, bei uns hunderttausend Tonnen Butter zu kaufen. Im zurückliegenden Jahr 1984 nach den Spielen in Los Angeles, wo wir leider nicht verhindert waren, gab es keine derartige Rechnung. Die Folge: Die Vereinigten Staaten von Amerika belegten uns mit einem Röhren-Embargo. Jeder wird aus diesem simplem Beispiel die außenpolitischen Folgen erkennen können, die erfolgreiche bzw. erfolglose Sportler nach sich ziehen. Damit so etwas nicht noch einmal vorkommt, kann man sicher sein, daß der Vorschlag, eine olympische Ergänzungsabgabe zur Linderung der Not unserer Sportler einzuführen, im Sinne einer nützlichen Außenpolitik ist und auf größtes Verständnis in der breiten Bevölkerung stoßen wird.

Kabarettisten als Hofnarren der Demokratie?

Oder: Lohnt sich das politische Kabarett noch?

Das Theoretisieren darüber, was denn Kabarett sei, dürfe, müsse, erreichen könne etc. etc. überlassen Kabarettisten gerne anderen, denn sie selbst tun sich mit dem Praktizieren all dessen schon schwer genug. Und einem, der für das Kabarett schreibt, muß das ausführliche Spekulieren über sein eigenes Metier vollends ein Greuel sein, ist er doch bei seiner Arbeit auf jene Kürze programmiert, in der bekanntlich die Würze liegt, die das Publikum ihm zu Recht abverlangt. Dennoch richtet die Redaktion der „Beilage“ ihre allem Anschein nach gewichtige Frage nicht an einen Theoretiker oder Kritiker des Kabarett (was im übrigen müßig wäre, da es in deren Augen sowieso längst schon wieder einmal tot ist), sondern an einen Macher, von dem anzunehmen ist, daß er eigentlich am besten wissen müßte, ob sich das politische Kabarett *noch* lohnt ...

Die Frage alleine hat's schon in sich. Das hier etwas leichtfertig verwendete Wörtchen „noch“ nämlich weckt zwangsläufig den überaus zweifelhaften Eindruck, es müsse irgendwann einmal tatsächlich eine Zeit gegeben haben, in der politisches Kabarett sich gelohnt haben könnte. Und ob dieser Eindruck nun falsch sei oder richtig — darüber sind sich sogar (und vor allem) Kabarettisten uneins. Deshalb neige ich auch dazu, die Frage zu modifizieren: Weil es *das* politische Kabarett eigentlich gar nicht gibt, weil Kabarett, wenn es denn nicht Cabaret sein will, zwangsläufig immer politisch ist: Lohnt sich Kabarett überhaupt? Und schließlich, nach mehr als dreißigjähriger Tätigkeit an der Satire-Front, als streng-kritischer, bisweilen (besonders heute) aber auch amüsiertes Beobachter des politischen Tagesgeschäfts von der Adenauer-Ära bis zur Kohl-Phase und — so hoffe ich wenigstens — auch noch weit darüber hinaus, richte ich an mich selbst die Frage in ihrer wohl schlichtesten Form: Hat sich's gelohnt?

Kabarett — es wurde schon angedeutet — ist etwas grundlegend anderes als Cabaret. Den Unterschied verdeutlicht schon die Schreibweise und erst recht die Aussprache: Kabarett ist etwas ausgesprochen Deutsches. Das Wort fängt scharf an und endet schneidend.

So ist es auch durchaus gemeint. Cabaret mag Charme haben, Kabarett darf es nicht — das Ansinnen allein wäre schon eine Zumutung, denn schließlich ist das Kabarett nicht dazu da, Streicheleinheiten auszuteilen. Allenfalls mit der Kratzbürste, denn wenn das Kabarett schon streichelt, soll's wenigstens weh tun. Diese Metamorphose des Cabarets zum Kabarett in Deutschland hatte ihre Gründe: den Kaiser, die Weimarer Republik, die Nazis. Daraus läßt sich ersehen, daß Kabarett hierzulande niemals nur der Unterhaltung diene, sondern daß es sich von Anfang an eine Aufgabe gestellt hatte (auch das ist etwas typisch Deutsches an ihm!) — denn es sollte sich ja schließlich lohnen ...

Die Waffe des Kabarett ist der Witz, und das Maß der Wirkung des Witzes ist das Lachen. Kabarett spielt sich vor Publikum ab, und so kann der Kabarettist am Lachen des Publikums ablesen, ob seine Arbeit der Mühe wert gewesen ist. Auch das ist zweifellos ein Kriterium dafür, ob Kabarett sich lohnt: seine Fähigkeit, Freude zu bereiten, Lachen zu erzeugen, Spaß zu machen. Mag diese Rechtfertigung des Lachens im Kabarett auch oberflächlich erscheinen — der Volksgesundheit wie der Soziohygiene ist ein befreiendes Lachen über ernste Dinge jedenfalls entschieden zuträglich.

Hier regt sich nun gewiß der Widerspruch jener, die das Lachen im Kabarett für ausgesprochen verderblich halten. Das sind nun nicht etwa die vom Lachen Betroffenen, die Ausgelachten, sondern die Puristen, die Kabarettologen, die Verfechter der reinen Lehre — die Theoretiker also, denn wenn sie die Kunst beherrschten, die Leute zum Lachen zu bringen, wären sie längst Praktiker geworden (oder geblieben, weil sie als solche meist erfolglos angefangen haben), statt miesepetrig den Kabarettisten vorzuwerfen, sie würden ja doch nichts erreichen und hätten sich vor lauter Pointiersucht von ihrem ursprünglichen Anspruch losgesagt. Und darum lohnte es sich nun wirklich nicht ...

Dieser Anspruch, den man Kabarettisten gerne unterstellt, ist der, die Welt (oder er-

satzweise den Menschen, die Zustände, die Gesellschaft etc.) verändern zu wollen, und zwar — wohin auch sonst? — zum Guten hin. Den offenkundigen Umstand, daß dies bis dato nicht nur vom Kabarett nicht erreicht worden ist, kreidet man den Kabarettisten nun gerne als ihr persönliches Versagen an: Da seht ihr es, mit Lachen kann man nichts verändern. Kabarett hat nur noch eine Funktion als Alibi für die Toleranz der Mächtigen, Kabarettisten sind weiter nichts als die Hofnarren der Demokratie... und lohnt sich das?

Den Totalitätsanspruch unterstellt man dem Kabarett oft nicht einmal zu Unrecht, denn wenn einer sich entschließt, in dieser Kleinkunstgattung tätig zu werden, ist er meist noch in jugendlichen Jahren, und in diesem Alter kann der Weltverbesserungsdrang bekanntlich manische Züge annehmen. Verständlich darum auch, daß solche jugendlichen Blaulichtkabarettisten das Brettl gerne dazu mißbrauchen, mit erhobenem Zeigefinger und mit leitartikelhafter Verbissenheit ihr politisches Credo ins Publikum zu hämmern. Warum auch nicht — nur: eine dankbare Zuhörerschaft findet sich für solche Politunterhaltung kaum, und so sitzen letzten Endes nur die auf den meist unbequemen Stühlen, die ohnehin derselben Meinung sind und denen es Spaß macht, diese ihre Weltanschauung nun auch noch von höherer künstlerischer Warte aus bestätigt zu bekommen. Aber mal ehrlich: lohnt sich das?

Der andere aber, auf den es ankommt — der, den das Kabarett... nein, nicht bekehren, aber vielleicht etwas beeinflussen, ein bißchen nachdenklicher machen, eine Spur kritischer stimmen könnte, der bleibt zu Hause und liest lieber gleich den Leitartikel seiner Zeitung, wobei er sich manchmal sogar besser unterhalten fühlen dürfte. Oder er stillt seinen Bedarf an ätzender Politik-Kritik, indem er über die tägliche Karikatur lacht. Oder er hält sich eines jener illustrierten Blätter, die beim Aufarbeiten des politischen Geschehens der Satire schon ziemlich nahe kommen. Oder er genießt es im Fernsehsessel, wie Politmagazine aller Schattierungen enthüllen, anprangern, süffisant witzeln... Dem Kabarett von heute ist in den Medien eine riesige Konkurrenz erwachsen, die ihm, was das Journalistische angeht, an Facts und Aktualitäten oft weit voraus ist — also wieder gefragt: Lohnt es sich denn?

Und war es denn vor allem früher leichter? Es ist halt immer wieder die alte Geschichte, das

ewig von neuem aufgewärmte Diskussions-thema unter Kabarettisten und Satirikern: Gibt es Zeiten, die dem politischen Kabarett gewogen sind, und solche, in denen es lieber die Segel streichen sollte? Macht das, was im autoritären Staat ungeheuer beeindruckend und waghalsig wirken kann, in der permissiven Demokratie überhaupt noch einen Sinn? Zeugt es denn von Mut, der Obrigkeit ans Bein zu pinkeln, wenn gar kein Büttel in der Kulisse steht? Und geht die Kunst, etwas zwischen den Zeilen zu sagen, nicht daran zugrunde, daß die Gehöre dafür gar nicht mehr geschult sind? Ihr macht's euch leicht, heißt es: Indem ihr euch über die Spitzen des Staates hermacht, täuscht ihr eine Gefährlichkeit eures Tuns vor, die in Wahrheit gar nicht existiert, und darum gehört auch kein Fünkchen Mut mehr zum Kabarett — lohnt es sich also?

Bestimmt war es spannender, früher, und vielleicht war's auch wichtiger. In jedem Fall ist es heute schwieriger, eben weil die Gefährlichkeit fehlt. Und daß sich das Kabarett diese Gefährlichkeit nicht herbeiwünschen darf, sondern ganz im Gegenteil alles dazu tun muß, sie sich vom Leib zu halten — das gerade macht ja das Zwitterige seiner Existenz aus. Aber soll es deswegen die Flinte ins Korn werfen? Auch die demokratischste Demokratie ist eine Herausforderung fürs Kabarett, und daß es, traditionell links stehend, selbst in dreizehn Jahren sozialliberaler Brand-schatzung keinen Anlaß sah, die Klappe zu halten, zeigt, daß es sogar diese Herausforderung angenommen hat — wenn auch anfangs zitternd und, zugegebenermaßen, nicht ohne spätere Verluste. Es könnte ja sein, es hätte sich vielleicht gelohnt.

Mit dem Anbruch der sozialliberalen Ära war die Zeit der flächendeckenden Großkabarettts, deren Fernsehauftritte seinerzeit die abendlichen Straßen leerfegten wie sonst nur noch die Fortsetzungs-Krimis von Francis Durbidge, ohnehin zu Ende. Sie wurden, obwohl sie teils auch heute noch — oder schon wieder — in anderer Form quicklebendig sind, von den eingangs schon erwähnten Kabarett-Theoretikern freudestrahlend für tot erklärt: Relikte der Adenauer-Zeit, öffentliche Spaßmacher mit dem Hang zur Selbstkastration, dem Fortschritt der Republik eigentlich nur hinderlich, weil sie — und das war der widersinnigste Vorwurf, den man ihnen machen konnte — zugunsten der Breitenwirkung eine (im übrigen in der ganzen Kabarettgeschichte nie erforschte oder nachgewiesene) Tiefen-

wirkung preisgegeben hätten. Es ist, als sagte man einem Bauern, er solle sein Saatgut in ein tiefes Loch versenken, statt es breitwürfig zu verstreuen. Lohnte sich so etwas?

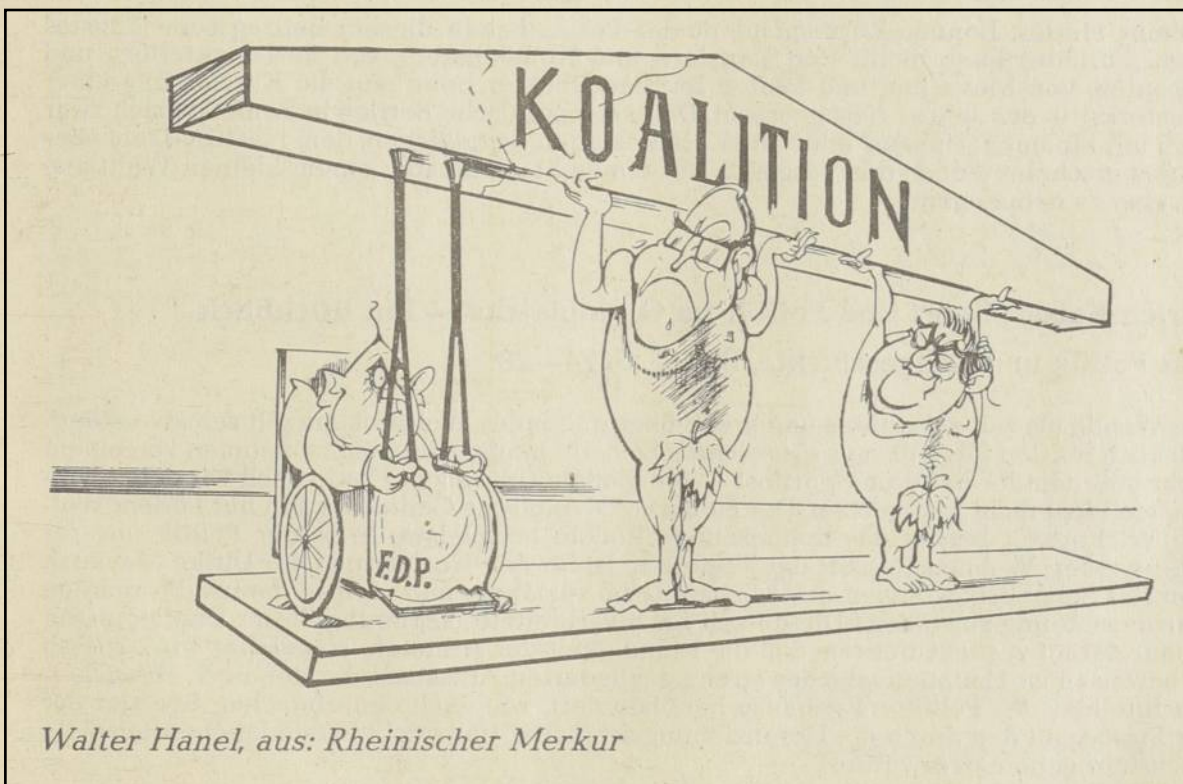
Immerhin scheint das, was die deutschen Kabarets der Nachkriegsjahre gesät haben, aufgegangen zu sein. Vermutlich als Gegenreaktion auf den verbissenen Revoluzzer-Bierernst der studentischen Revolte Ende der sechziger Jahre meldeten sich allmählich an allen Ecken und Enden der Republik, auch in tiefster Provinz, junge Leute zu Wort — teils nahe dran, teils mehr oder weniger weit weg vom alten Klischeebegriff „Kabarett“, nicht nur unbedingt reiner Polit-Satire verhaftet — eine neue Generation kritisch-bewußter Kleinkünstler, mit neuen Formen und neuen Inhalten: Wortkünstler, Parodisten, Liedermacher, Rockgruppen und so weiter und so weiter — eine Kleinkunstszene, die in der deutschen Geschichte ihresgleichen sucht. Und sie ist vor allem nicht nur auf die Metropolen beschränkt, sondern versorgt auch den hintersten Winkel der Republik. Damit aber hat sich auch das Publikum verändert — es sind nicht mehr die geschmäckerlichen Snobs,

das Sekt- und Nadelstreifen-Auditorium der fünfziger und sechziger Jahre. Das Publikum ist jünger geworden, begeisterungsfähiger, aufnahmewilliger, kritischer — ein Publikum, für das es sich lohnen müßte ...

Nicht zufrieden sein kann das Kabarett mit der derzeitigen Politik. Gut, das Kabarett ist nie mit irgendeiner Politik zufrieden, aber das Störende an der derzeitigen Politik ist ja auch etwas anderes: Sie macht sich ihre Pointen selbst und bringt sie unter Umgehung des Kabarets direkt an den Mann. Das ist unfair dem Kabarett gegenüber, und die Politiker sollten sich möglichst rasch etwas Neues einfallen lassen. Sonst lohnt es sich wirklich nicht mehr.

Alles in allem läßt sich die Frage, ob sich das politische Kabarett denn wohl noch lohne, parlamentarisch-kurz auf dreierlei Art beantworten:

1. Die Frage ist an sich richtig, aber falsch gestellt.
2. Mit einem eindeutigen Sowohl-Als-auch.
3. Muß es das denn?



Walter Hanel, aus: Rheinischer Merkur

Christian de Nuys-Henkemann: „Ach Schnucki . . .“ — Humor in der Politik
Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/85, S. 3—15

In einer Zeit, in der im Volksmund der politische Witz blüht, liegt der Humor in der deutschen Politik darnieder. Die vorliegende Collage spürt dem Humor in der Politik nach, verfolgt dabei, ohne das humoristische Element zu vernachlässigen, in synchronem Weg die Fähigkeit der Politiker gestern und heute, mit dem Geist des Witzes und des Lachens im politischen Leben umzugehen.

Olaf Leitner: Tanze, Kanzler, tanze — oder: Was bleibt, sind die Politiker.
Die Regierenden als Objekt heimischer Rock-Poesie

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/85, S. 16—19

Da arbeiten sie beharrlich, fleißig, selbstlos, unbestechlich und unermüdlich, Tag und Nacht, allein das Wohl „der Menschen draußen im Lande“ im Sinn — unsere Politiker. Und was ist der Lohn für diese Mühe? Sie müssen sich von einer kleinen und zumeist radikalen Minderheit sprachlich aufs peinlichste dilettierender sogenannter Popkünstler schmähen, verhöhnen und attackieren lassen. In den Texten der Rockpoeten werden unsere Volksvertreter zu kriegslüsternen, habgierigen Monstern. Wen wundert es da noch, daß ein Bundeskanzler noch nie eine Popband mit staatlicher Auszeichnung schmückte, wie der Staatsratsvorsitzende Erich Honecker? Doch wohl niemanden, oder?

Helmut Herles: Alles Theater? Auf jeden Fall viel Theater in Bonn

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/85, S. 20—23

Helmut Herles, Bonner Korrespondent der F.A.Z., hat in diesem Beitrag sein jüngstes Buch „Fürchtet Euch nicht. Von Kanzlern und Komödianten, von Parlamentariern und Vaganten, von Menschen und Leuten im Staatstheater Bonn“ auf die Kurzfassung einer Theaterkritik des Jahres 1984 gebracht. Denn der politische Betrieb in Bonn läßt sich zwar auch mit einem „Treibhaus“ oder einer „Raumstation“ vergleichen, dem Nestroy-Liebhaber Herles erscheint jedoch der Vergleich mit einem Staatstheater, einem kleinen Welttheater, ebenso naheliegend.

Ulrich Kaiser: Sport und Politik im Olympiajahr — Ein Rückblick

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/85, S. 24—28

Die Wende als zeit-relevantes und grenz-übergreifendes Weltproblem gilt selbstverständlich auch für den Olympismus als solchen: Es heißt heute, Abschied zu nehmen von einem mehr oder minder heiteren Sportfest — die globale Umwälzung kann auch vor dem olympischen Ideal nicht haltmachen. Der moderne Olympische Gedanke kann nur lauten: Welche Wichtigkeit besitzt das doppelsitzige Rodeln beispielsweise in der Politik unserer Tage — oder: Welches Ressort der Regierung ist für den Hochsprung der Ulrike Meyfarth oder das Schnellschwimmen des Michael Groß zuständig und vermag daraus die richtige Nutzenanwendung zu ziehen? Die derzeit noch verbreitete Negierung dieser Überlegungen ist nur darauf zurückzuführen, daß die Mündigkeit der Athleten irgeleitet wird. Dieses zu beweisen ist Hauptaufgabe des streng gegliederten Aufsatzes, der den hoch entwickelten Intellekt des Politikers genauso herausfordert, wie auch den einfachen Sportler auf der Straße, auf den durch die Heranziehung schlichter und leicht verständlicher Beispiele Rücksicht genommen wurde.

Klaus Peter Schreiner: Kabarettisten als Hofnarren der Demokratie? oder: Lohnt sich das politische Kabarett noch?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/85, S. 29—31

Der Autor — er hat das bundesdeutsche Kabarett der Nachkriegszeit mehr als dreißig Jahre lang beobachtend und gestaltend mitgeprägt — nimmt die Frage zum Anlaß, über sein Metier kritisch zu reflektieren. Ins Schußfeld geraten dabei nicht nur verschiedene Spielarten des politischen Kabaretts, sondern auch seine Kritiker und Theoretiker, deren Vorwürfen der Autor seine eigenen Ansichten als Praktiker entgegenhält.